

REZENSIONEN

JGO 71, 2023/2, 274–277

Explorations in Baltic Medical History, 1850–2015

Ed. by Nils Hansson and Jonatan Wistran. Rochester: University of Rochester Press, 2019. X, 260 S., 10 Abb. = Rochester Studies in Medical History. ISBN: 978-1-58046-940-1.

Die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie essenziell der wissenschaftliche Austausch sowie die globale Vernetzung der Medizin sind. Nicht erst im digitalen Zeitalter leistete die Kommunikation einen fundamentalen Beitrag zur Generierung wissenschaftlicher Erkenntnis. Der Austausch und der Wissenstransfer im Bereich der Medizin im Ostseeraum im 19. und 20. Jahrhundert ist daher ein spannendes Thema und wurde zudem bisher kaum untersucht; eine Konferenz an der Universität Lund nahm sich 2014 des Themas an, inzwischen liegt der Konferenzband mit zehn Beiträgen vor. Den Veranstaltern war bewusst, dass der „Ostseeraum“ („Baltic Sea Region“; S. 1) weitläufig und schwer zu definieren ist. Der anvisierte Zeitraum (1850–2015) erscheint ambitioniert, da er drei Jahrhunderte umfasst. Gleichwohl ist es einleuchtend, eine solche Transfersgeschichte Mitte des 19. Jahrhunderts zu beginnen. So argumentieren die Herausgeber mit einem Globalisierungsschub und dem Beginn der modernen wissenschaftlichen Vernetzung mittels naturwissenschaftlicher Fachzeitschriften, die eine Begleiterscheinung der medizinischen Professionalisierung in jener wichtigen Phase darstellen.

Im ersten Beitrag beleuchtet ANDERS OTTOSSON das Phänomen der maßgeblich von Henrik Ling entwickelten physiotherapeutischen „schwedischen Gymnastik“ sowie die damit verbundene Konstruktion erster Geräte für das Krafttraining durch Gustav Zander. Sie spiegeln das damals entstehende Bewusstsein körperlicher Fitness wider und sind den Geräten ähnlich, die man aus den heutigen Sportstudios kennt. Beide, Ling und Zander, waren international erfolgreich. Laut Ottosson kam Lings Methode bei russischen Aristokraten in St. Petersburg in Mode, und Zander wurde 1916 sogar für den Nobelpreis für Physiologie oder Medizin vorgeschlagen. Nach dem Ersten Weltkrieg ließ der Erfolg nach, und beide gerieten in Vergessenheit. Ottosson erklärt dies damit, dass es sich bei den beiden um Physiotherapeuten, also „Laien“, gehandelt habe, die von der professionellen Medizin ignoriert worden seien.

Auch MICHAELA MALMBERG hat sich in ihrem Aufsatz einem Zweig der schwedischen Physiotherapie gewidmet, der ein ähnliches Schicksal erfuhr, nämlich der gynäkologischen Massage. Diese wurde im späten 19. Jahrhundert entwickelt und von der entstehenden Frauenbewegung gefeiert, von ihren Gegnern aber als sexuelle Stimulation verunglimpft und von der akademischen Medizin ebenfalls ignoriert.

JOANNA NIEZNAŃSKA rekonstruiert die in Vergessenheit geratene Medizingeschichte der Stadt Stettin/Szczecin vor dem Zweiten Weltkrieg und weist auf die massive Zäsur nach 1945 hin, die viel tiefer und nachhaltiger gewesen sei als etwa in Breslau/Wrocław, wo für die Medizin deutliche Kontinuitäten nachweisbar seien. Die Autorin begründet dies mit dem vollständigen Bevölkerungsaustausch nach dem Krieg, bei dem die Deutschen vertrieben und durch – ebenfalls zwangs-

deportierte – Polen aus den an die Sowjetunion gefallen östlichen Gebieten ersetzt wurden. Hier drängt sich die Frage auf, ob sich die Situation hinsichtlich Flucht, Vertreibung und Neubesiedelung in Breslau nicht in Wirklichkeit ganz ähnlich gestaltet hat.

Sehr aktuell erscheint die Studie von MOTZI EKLÖF zur Pocken-Epidemie in Malmö im Jahre 1932. Staatliche Behörden starteten eine Impfkampagne, die öffentlich kontrovers diskutiert wurde. Tatsächlich erkrankte ein Großteil der geimpften Bevölkerung, einige entwickelten zudem eine Enzephalitis (Hirnhautentzündung), schließlich zählte man vier Todesfälle. Eklöf nennt dafür zwei Ursachen – erstens „theoretical confusion“ (S. 103), nämlich unzulängliche Kenntnisse und konkurrierende medizinische Modelle, zweitens praktische Defizite, und zwar die mangelhaften Standards bei der Impfstoffproduktion, zumal Impfstoffe damals in Schweden routinemäßig zunächst an Heimkindern (!) getestet wurden (S. 105).

Einen Wissenstransfer im eigentlichen Sinne behandeln KEN KALLING und ERKI TAMMISAAR am Beispiel der estnischen Anti-Alkohol-Bewegung. Ein Ideengeber war hier unter anderem der deutschbaltische Mediziner August von Bunge, der in Basel eine Professur innehatte und mit seinen Vorlesungen und Publikationen international die biomedizinischen Grundlagen der Temperenzbewegung schaffte, die rasch auch in Estland rezipiert wurden. Gleichwohl gab es starke Einflüsse insbesondere durch die Temperenzbewegung in Finnland. Letztlich habe sich – so die Autoren – die estnische Anti-Alkohol-Bewegung zur Keimzelle der estnischen Nationalbewegung entwickelt. Dass dabei mit der biologischen Vorstellung von Nation sowie mit der Eugenik weitere „Ideen“ aus Deutschland und Großbritannien absorbiert wurden, wird von Ken Kalling und Erki Tammisaar allerdings nicht weiter ausgeführt.

Im Aufsatz von AXEL HÜNTELMANN steht mit Paul Ehrlich ein prominenter deutscher Mediziner im Mittelpunkt des Interesses. Am Beispiel von Paul Ehrlichs Freundschaft mit dem dänischen Kollegen Carl Julius Salomonsen, dem Direktor des dänischen Statens Serum Institut, zeigt Hüntelmann die wissenschaftliche Vernetzung des deutschen Physiologen und Bakteriologen, die „organisch“ gewachsen und über einen reinen Wissenschaftstransfer hinausgegangen sei. Es sei eine enge inhaltliche, personelle und „familiäre“ (S. 136) Forschungskoooperation auf verschiedenen Ebenen entstanden, die über Jahrzehnte bestand und erst Anfang des 20. Jahrhunderts an Intensität verlor.

Mit Emil Kraepelin wird durch MAIKE ROTZOLL und FRANK GRÜNER ein weiteres wissenschaftliches Schergewicht behandelt. Kraepelin lehrte von 1886 bis 1891 an der Universität Dorpat (russ.: Jur'ev), dem späteren estnischen Tartu, und gilt als einer der Begründer der modernen Psychiatrie. Rotzoll und Grüner analysieren den Wandel des Krankheitsbildes der „Melancholia“, das Kraepelin formulierte und erstmals in Dorpat bei einem „estnischen Bauern“ diagnostizierte, anhand der Schriften des Psychiaters. Letztlich gab Kraepelin allerdings die Diagnose „Melancholia“ zu Gunsten der „Depression“ auf. Leider gehen Rotzoll und Grüner am Ende ihres Aufsatzes nur sehr knapp auf den Einfluss Kraepelins auf die russische Psychiatrie ein.

Von melancholischen Gefühlen und depressiven Stimmungslagen bei der schwedischen Schriftstellerin und Malerin Harriet Löwenhjelm berichtet JONATAN WISTRAND. Er interessiert sich in seinem Aufsatz über „Sanatoriumsnarrative“ für Texte des „pathographischen Genres“ (S. 187), in denen Individuen ihre Krankheitserfahrung literarisch verarbeiten. So wurde 1913 bei Löwenhjelm Tuberkulose diagnostiziert. Für die junge Künstlerin begann damit ein Leidensweg, der sie über verschiedene Sanatorien in Dänemark, Schweden und Norwegen führte. 1918 verstarb sie. Wistrand

kann in seiner Fallstudie die enge Verknüpfung von Krankheitserfahrung und literarischem Schaffen bei Löwenhjem nachweisen.

Die beiden letzten Beiträge fallen etwas aus der Reihe, weil sie nicht dezidiert historisch angelegt sind. So vergleicht KATHARINA BEIER in ihrem Beitrag die Umstände und Diskussionen zu den aktuellen Genomdatenbankprojekten in Island, Schweden, Deutschland und Estland zu Beginn der 2000er Jahre. Dabei seien gesellschaftlich immer zwei große, miteinander verbundene Themenkomplexe diskutiert worden – zum einen der Umgang mit den einzelnen Personendaten und zum anderen deren kommerzielle Nutzung. So habe das isländische Projekt gesellschaftlichen Gegenwind wegen der wirtschaftlichen Nutzung der Daten durch einen US-amerikanischen Pharmakonzern erfahren. In Estland war das Projekt mit dem staatlichen Gesundheitssystem verknüpft, aber auch hier offenbarte die kommerzielle Nutzung strukturelle Probleme. Unterschiede bezüglich der Datennutzung werden im Vergleich zwischen Deutschland und Schweden offensichtlich. Aufgrund der historischen Erfahrung seien Deutsche eher zurückhaltend, ihre genetischen Daten zu teilen. Daher existiert laut Beier in Deutschland auch keine zentrale Datenbank. In Schweden hingegen würden die Bürger grundsätzlich dem Staat und dem Gesundheitssystem vertrauen und gingen deshalb sehr freizügig mit ihren Daten um.

Der letzte Beitrag ist einem kulturanthropologischen Ansatz gewidmet. MARTIN GUNNARSON führte hierzu Interviews in mehreren Dialyseeinrichtungen in Stockholm und Riga in den Jahren 2009 bis 2011 durch. Untersucht wurden in erster Linie die Situation der Behandelten sowie das Arzt-Patienten-Verhältnis. Gunnarson konnte Unterschiede besonders in der stärkeren Kommunikation der lettischen Patientinnen und Patienten untereinander vor und während der Dialyse feststellen. Der Autor führt dies auf Unterschiede in der historischen Medizinkultur, speziell bei der Sicht auf den Patienten zurück – Unterschiede, die sich auch in der räumlichen Gestaltung der medizinischen Einrichtungen widerspiegeln würden. In Lettland bezieht sich Gunnarson vor allem auf die sowjetische Vergangenheit. Hier erscheint die Analyse ein wenig plakativ, und man fragt sich, ob dort nicht auch andere Faktoren eine Rolle spielen mögen, zumal die lettische Medizin inzwischen auf eine eigenständige, 20-jährige Geschichte zurückblicken kann.

Man kann den Herausgebern durchaus zubilligen, eine wenig beachtete Region in den Blick genommen zu haben, wobei aber ein gewisses Ungleichgewicht vorliegt. Tatsächlich liegt ein Schwerpunkt auf Schweden, ein anderer auf deutschen Wissenschaftlern. Estland ist in dem Band relativ gut repräsentiert, Litauen dagegen fehlt ganz. Auch wenn die russländische Universität Dorpat behandelt wird, deren Wissenschaftler freilich zum größeren Teil aus Deutschland stammten oder deutschsprachig (Deutschenbalten) waren, kommen russische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schlicht nicht vor, obwohl sie in der Zaren- und in der Sowjetzeit durchaus internationale Kontakte pflegten und auch Austausch und Wissenstransfer – nicht nur von West nach Ost, sondern auch von Ost nach West – stattfanden. Um nur ein Beispiel zu nennen, sei hier an Il'ja Mečnikov erinnert, der eng mit Paul Ehrlich zusammenarbeitete. Auch zeitlich liegen die Beiträge schwerpunktmäßig im „langen 19. Jahrhundert“, sieht man einmal von den beiden Texten über Themen des 21. Jahrhunderts ab. Das 20. Jahrhundert nach 1918 wird de facto ausgeklammert. Der Hauptkritikpunkt allerdings ist die schwache methodische Durchdringung der einzelnen Beiträge, zumal der wichtige Aspekt „Austausch und Wissenstransfer“ in vielen Beiträgen gar nicht explizit behandelt wird. Positiv heben sich hier der Beitrag von Ken Kalling und Erki Tammisaar zur Rezeption von August von Bunges protoeugenischen Vorstellungen in Estland und der Beitrag von Axel

Hüntelmann zur wissenschaftlichen Kooperation innerhalb des Netzwerks von Paul Ehrlich ab. So erscheint die Auswahl der Beiträge zum Teil etwas beliebig.

Betrachtet man die im Sammelband thematisierten deutschen Wissenschaftler wie Ehrlich, von Bunge und Kraepelin, die großen Einfluss auf die Region hatten, so fehlt mindestens noch Rudolph Virchow, der ebenfalls der „Ostseeregion“ wichtige Impulse im Bereich der Anthropologie und Anatomie gab. Anzumerken ist auch, dass einige Forschungsergebnisse schon an anderer Stelle veröffentlicht wurden. Positiv ist festzustellen, dass hinsichtlich der medizinischen Teildisziplinen durch die Beiträge ein breites Spektrum abgedeckt wird, das von Physiotherapie, Bakteriologie, Hygiene, Genetik über Eugenik bis hin zur Psychiatrie reicht, was den Reiz des Bandes ausmacht. So ist das Buch sicher kein Standardwerk zum Thema „Austausch und Wissenstransfer im Fach Medizin im Ostseeraum“ geworden, es gibt aber einen guten Einblick in die medizinische Forschungslandschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert in verschiedenen Ländern der Ostseeregion.

BJÖRN M. FELDER
Göttingen, Hannover

JGO 71, 2023/2, 277–279

Janet M. Hartley

The Volga. A History of Russia's Greatest River

London and New Haven, CT: Yale University Press, 2021. XIX, 379 S., 22 Abb., 10 Ktn.
ISBN: 978-0-300-24564-6.

„This book is an attempt to describe and explain the importance of and our fascination with the river Volga“, heißt es einleitend in Janet M. Hartleys Buch (S. 9). Das ist keine geringe Herausforderung. Historiker tun sich schwer, in ihren Darstellungen Ort, Zeit und Handlung zusammenzubringen. Die Geschichte von Flüssen ist darin ein besonders herausragender Fall. Schon die Frage, was zum Ausgangspunkt und zum roten Faden der Erzählung gemacht werden soll, ist bei einem so komplexen Gegenstand wie einem Strom, der eine *histoire totale* nahelegt, eine folgenreiche Entscheidung. Folgt die Darstellung eher dem Verlauf des Flusses, gleichsam von der Quelle bis zur Mündung, also dem naturgeschichtlich-geographisch-kartographischen Reiseweg, oder geht sie den Weg der chronologisch geordneten Geschichte, die sich entlang des Flusses ereignet hat? Soll es eine Geschichte der Verwandlung aus einem Natur- in einen Kulturstrom sein, eine Verkehrs- und Kommunikationsgeschichte, eine Wahrnehmungsgeschichte, erforscht und erzählt aus vielen, miteinander konkurrierenden oder komplementären Perspektiven, ein Fluss als Projektionsfläche oder gar Identitätskonstruktion? Das Feld der Flussgeschichtsschreibung ist weit, aber erstaunlicherweise wenig bestellt, von glänzenden Ausnahmen abgesehen. Ströme und Flüsse scheinen eher in den Bereich der Reiseschriftstellerei, wenn nicht der Tourismusbranche zu gehören. Umso mehr ragen die seltenen Exemplare gelungener Flussgeschichten hervor – ob Lucien Febvres *Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie*, oder Claudio Magris' *Danubio*, beide haben ein neues Interesse

an Flüssen als historischen Subjekten angestoßen – von der Memel bis zur Mosel, vom Mississippi bis zum Yangtse.

In Russland selbst scheint die Wolga – aller Mythologie zum Trotz – bis heute fast ausschließlich im Genre von Bildbänden und lokalen Ausstellungen gewürdigt zu werden. Erstaunlich bleibt, wie lange es gedauert hat, bis Guido Hausmann mit seiner großen Studie zu *Mütterchen Wolga* als einem Erinnerungsort der Wolga den ihr in der Historiographie gebührenden Rang zuerkannt hat. Die britische Historikerin Janet M. Hartley betritt mit ihrer Geschichte der Wolga also ein Feld, das zwar nicht Niemandsland, wohl aber lange nicht bestellt worden ist. Die Autorin kennt den Fluss gut, das Buch ist auch eine Form der Abarbeitung an einer persönlicher Faszinationsgeschichte, die jeder Wolgareisende leicht nachvollziehen kann. Sie hat die Komplexität ihres „Objekts“ im Auge: der Fluss als Transport- und Handelsachse, als Kontaktzone unterschiedlicher Ethnien, Religionen, Kulturen, als Zone des Konflikts zwischen russischem/sowjetischem Imperium und nichtrussischer Peripherie, als Raum der Identitätsbildung für Russen wie Nicht-Russen (S. 5). Sie hat sich entschieden, nicht der Route „von der Quelle bis zur Mündung“ zu folgen, sondern der zeitlichen Abfolge von Herrschaftszusammenhängen entlang des Stroms. Sie beginnt mit der Wolga, die in der Sprache der Wolgabulgaren und Tataren *Itil/Idel* heißt, mit den Städten der Chasaren, Wolga-Bulgaren, der Goldenen Horde und der Chanate von Kazan' und Astrachan', mit der Wolga als Schnittpunkt des Handels zwischen Asien und Europa. Diesem ersten Teil (etwa 40 Seiten), folgt ein zweiter (etwa 60 Seiten starker) Teil, der die Wolga als Frontier ins Auge fasst, als Grenzgebiet zwischen Russen und nicht-russischen Völkern (vor allem der Tataren), als umstrittene und fluide Zone zwischen rebellischer Grenzbevölkerung (hier vor allem die Aufstandsbewegungen Razins und Pugačevs), die die Wolga zum Ort jahrhundertelangen, nie zu Ende gekommenen Ringens machen. Hartleys Darstellung trägt der Doppelperspektive – der russländischen Reichsbildung und der Selbstbehauptung der nichtrussischen Völker – Rechnung. „The change from regarding the river as the border with the 'other' (Asia) to adopting it as a symbol of Russianness within Russia is in part a reflection of the evolution of a Russian identity, in which the Wolga played a significant part. However, it is also the river of many non-Russian peoples, and features in poetry and prose by non-Russians, as well as by Russians. The Wolga today plays as important a part in the identification of Tatars in Tatarstan as 'Wolga Tatars' and as descendants of the Bolgar state, as it does in Russian identity". (S. 9) Teil drei (mit 100 Seiten umfangreicher) versucht der spezifischen Heterogenität des Wolgarumes gerecht zu werden mit Blick auf die Verhältnisse auf dem Land, die multiethnische, multikonfessionelle Prägung der Wolgastädte – das Wolgagebiet gleichsam als Vielvölkerreich en miniature, mit einem erstaunlichen Integrationspotential, aber auch leicht und immer wieder aufflammenden Konflikten. In einem etwa gleich umfangreichen vierten Teil wird die Wolga im 20. Jahrhundert behandelt – Zeitalter von Revolutionen, Bürger- und Weltkriegen sowie massiver Eingriffe in den Stromverlauf durch den Bau von Staudämmen und Stauseen, die den einstigen Fluss fast buchstäblich in ein Meer verwandeln – mit allen damit verbundenen ökologischen und sozialen Folgen. Das konkrete Bild, das die Autorin sich von der Wolga und dem Wolgaraum verschafft hat, basiert auf ihren Arbeiten in den regionalen Archiven entlang der Wolga. Die Wolga als Gewaltraum in den Zeiten von Krieg, Revolution, Bürgerkrieg wird durch erst im postsowjetischen Russland zugänglich gemachte Zeugnisse sichtbar gemacht. Für die Autorin ist Kazan' – das Zentrum eines selbstbewussten Tatarentums – die eigentlich dritte Stadt des Reiches, nicht wie meist angenommen Nižnij Novgorod. Sie betont die Bedeutung Caricyns als aufstrebenden

den Knotenpunkt des Südens. Wie sehr die Nuancierungen und Akzentsetzungen berechtigt sein mögen, die Autorin hat den Wolgaraum nicht nur und nicht in erster Linie aus der Perspektive des Zentrums rekonstruiert, sondern – soweit ihr das möglich war – auch aus der Perspektive der Peripherie. Die Konflikte in der Zeit des Bürgerkriegs – die Wolga als Frontlinie zwischen „Weiss und Rot“ –, die Katastrophen der Hungersnot, aber auch die Selbstbehauptung Stalingrads im Zweiten Weltkrieg, haben entscheidend zur Mythisierung der Wolga als der Verkörperung Russlands schlechthin beigetragen. Das so gründlich recherchierte wie gut geschriebene Buch hätte neben dem Bildteil, der von einer unmittelbaren Vertrautheit der Reisenden/Autorin zeugt, auch etwas mehr Kartenmaterial verdient, ebenso wie eine etwas ausführlichere Darstellung des Umbaus des Flusses im 20. Jahrhundert, der die Natur des Stromes und des Stromlands radikal verändert hat. Eine Weiterführung dieser gelungenen „Biographie eines Flusses“ könnte darin bestehen, den Strom trotz aller Vorbehalte gegen einen geographischen Reduktionismus doch auch wieder in seiner Naturgeschichtlichkeit zur Geltung zu bringen. Das hätte etwas zu tun mit dem Zyklus der Jahreszeiten, mit dem Rhythmus von Eisgang, Frühjahrshochwasser, sommerlichem Niedrigwasser, Fließgeschwindigkeit, die ihrerseits die Navigationszeiten, die Befahrbarkeit des Stroms, den Rhythmus der Treidlerpopulation (und nicht zu vergessen: der Pilgerströme, die in Hartleys Buch nicht vorkommen) bestimmt haben.

Der vorbildliche Anmerkungsapparat und die reiche Bibliographie (S. 317–363) laden dazu ein, die von Janet M. Hartley begonnene Wiederentdeckung der Wolga – allen düsteren Vorgängen im Russland Putins zum Trotz – in voller Fahrt fortzusetzen.

KARL SCHLÖGEL
Berlin

JGO 71, 2023/2, 279–281

Alexa von Winning

Intimate Empire. The Mansurov Family in Russia and the Orthodox East, 1855–1936

Oxford, New York: Oxford University Press, 2022. XIV, 219 S., 23 Abb., 1 Graph.
ISBN: 978-0-19-284441-5.

In der Historiografie zum Russländischen Reich lässt sich seit längerer Zeit ein verstärktes Interesse für Biografien imperialer Funktionsträger beobachten, wobei in den entsprechenden Arbeiten meist einzelne *imperial subjects* im Mittelpunkt stehen. In ihrer eindrucksvollen, auf einer Dissertation an der Universität Tübingen basierenden Studie nimmt Alexa von Winning Vertreter:innen dreier Generationen der russischen Adelsfamilie Mansurov in den Blick und zeichnet deren Tätigkeit im Dienst der Zarenregierung und der Orthodoxen Kirche zwischen Krimkrieg und der Revolution von 1917 nach. Die Mansurovs waren klassische Dienstadelige ohne umfangreichen Landbesitz und ohne ein altherwürdiges Familiengut in der russischen Provinz. Dessen ungeachtet machten die (männlichen) Mitglieder dieser Familie im 19. Jh. eindrucksvolle Karrieren in der Zivilverwaltung

und heirateten Frauen aus der russischen Aristokratie. In der zweiten Jahrhunderthälfte gelang es den Mansurovs, sich einen Ruf als vorbildliche, ja „heilige“ orthodoxe Familie und als Expert:innen des orthodoxen Christentums im Nahen Osten aufzubauen. Diese immaterielle Ressource wussten nicht nur die Mitglieder des Clans beim Aufbau ihrer individuellen Karrieren, sondern auch die Zarenregierung im Rahmen ihrer auswärtigen Politik zu nutzen.

Welche Rolle spielten adelige Familien im Allgemeinen und die Familie der Mansurovs im Besonderen in der imperialen Politik des späten Zarenreiches? Mit welchen Mitteln des „informal empire“ versuchte Russland nach der Niederlage im Krimkrieg seine internationale Machtposition wieder auszubauen, und welche Rolle spielte dabei die Orthodoxe Kirche? Wie gelang es dem russischen Adel, sich in der Bürokratie des Zarenreiches gegenüber sozialen Aufsteigern zu behaupten, und welche Funktion hatten dabei Patron-Klientel-Beziehungen und familiäre Netzwerke? Diesen Fragen geht die auf umfangreichen Archivstudien in Russland und Lettland basierende Arbeit in sechs chronologisch angeordneten Kapiteln nach. Die Quellengrundlage bilden dabei u. a. Briefe, dienstliche Korrespondenz, Publikationen und autobiografische Zeugnisse der Protagonist:innen. Da in den einzelnen Kapiteln jeweils unterschiedliche Akteur:innen und deren „Mission“ im Zentrum stehen, lassen sich die Abschnitte auch unabhängig voneinander lesen. Verbunden werden die Kapitel von der These, dass neben den einzelnen Protagonist:innen die Mansurov-Familie als Ganzes, d. h. als inter-generationales Netzwerk, den Charakter eines wirkmächtigen historischen Akteurs erlangte.

In den ersten beiden Kapiteln rekonstruiert von Winning die Karriere von Boris Mansurov (1826–1910), der 1853 in den Dienst des Marineministeriums trat und sich dort dem Kreis reformorientierter Bürokraten um Großfürst Konstantin anschloss. In der Spätphase des Krimkriegs wurde Boris Mansurov nach Sevastopol' entsandt und beauftragt, sich dort um die medizinische Versorgung verwundeter russischer Soldaten zu kümmern (Kap. 1). Bekannt wurde Mansurov jedoch vor allem für seine von einer neuen Offenheit (*glasnost'*) geprägten Berichte vom Kriegsschauplatz, die die Petersburger Öffentlichkeit nicht zuletzt dank der Vermittlung seines jüngeren Bruders Nikolaj (1830–1911) erreichten. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg wurde Boris Mansurov mit der Aufgabe betraut, Konzepte zu entwickeln, wie sich die wachsende Anzahl orthodoxer russischer Pilger ins Heilige Land für die Stärkung der Machtposition des Zarenreiches im Nahen Osten nutzen lasse (Kap. 2). Mansurovs Vorschlag, vor den Toren Jerusalems mit staatlichen Mitteln ein Zentrum für russische Pilger (inkl. Pilgerherberge, Krankenhaus und russisch-orthodoxer Kathedrale) zu errichten, fand die Unterstützung von Großfürst Konstantin und dessen Bruder Zar Alexander II. Von Winning interpretiert dieses Projekt als Instrument des „religious empire building“ (S. 53). Tatsächlich war auch Boris Mansurov überzeugt, dass sich über die verstärkte Präsenz der russisch-orthodoxen Kirche im Heiligen Land auch der politische Einfluss des Zarenreiches in der Region stärken lasse. Da Mansurov jedoch 1862 seinem „Patron“ Aleksandr Golovnin ans Bildungsministerium folgte, musste er die Realisierung und Entwicklung des „Russischen Campus“ in Jerusalem weitgehend anderen Akteuren überlassen.

Im dritten Kapitel stehen Mansurovs Sohn Pavel (1860–1932) und sein Wirken als Mitarbeiter der russischen Botschaft in Konstantinopel im Mittelpunkt. Pavel profilierte sich in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches mit der Gründung des Russischen Archäologischen Instituts (RAIC) im Jahr 1894. Gleichzeitig erwarb er sich mit zahlreichen Publikationen den Ruf eines Experten für die Orthodoxie und religiöse Fragen im Nahen Osten. Dass sich das RAIC in seiner zwanzigjährigen

Arbeit auf die Geschichte von Byzanz und der Orthodoxie im Nahen Osten konzentrierte, schreibt von Winning auch dem Einfluss Pavel Mansurovs zu.

Im vierten Kapitel wendet sich die Autorin den beiden Töchtern von Boris Mansurov, Ekaterina (1861–1926) und Natalija (1868–1934), und deren Rolle als Gründerinnen eines Klosters für orthodoxe Nonnen in Riga zu. Es gehört zu den Errungenschaften der Arbeit, dass von Winning auch die Handlungs- und Einflussmöglichkeiten der Frauen der Mansurov-Familie im patriarchalen Machtgefüge des Zarenreiches auslotet. Nicht zuletzt die kirchliche Sphäre bot hier entsprechende Freiräume. Während die Idee seiner Töchter, ein Kloster zu gründen, die volle Unterstützung Boris Mansurovs genoss, führte ihr Entschluss, sich im Jahr 1894 zu Nonnen weihen zu lassen und die Leitung der Glaubensgemeinschaft zu übernehmen, zum Bruch mit dem Vater. Hier endete offenbar die Bereitschaft des Patrons, die eigene Familie ganz in den Dienst von Zar und Kirche zu stellen. Ob sich Ekaterina und Natalija Mansurova mit ihrer Klostergründung tatsächlich als „*empire builders*“ (S. 104, 141) sahen oder ob sie sich nicht in erster Linie religiösen (und nicht politischen) Zielen verpflichtet fühlten, ließe sich vermutlich mit Blick auf entsprechende Selbstzeugnisse weiter diskutieren.

Im fünften Kapitel wendet sich von Winning erneut Pavel Mansurov und seinem Engagement in intellektuellen Kreisen des monarchistisch orientierten Moskauer Adels nach der russischen Revolution von 1905 zu. Bemerkenswert ist, dass er sich in dieser Zeit des aufflammenden Nationalismus und der geopolitischen Rivalität Russlands mit Großbritannien für eine verstärkte Kooperation zwischen der russisch-orthodoxen und der anglikanischen Kirche engagierte (S. 164–171).

Im letzten Kapitel (Kap. 6) beleuchtet von Winning das Schicksal jener Mitglieder der Mansurov-Familie, die die Revolution von 1917 miterlebten und die sich als Vertreter:innen des Adels und als bekennende orthodoxe Christ:innen im neuen Sowjetstaat Verfolgung und Ausgrenzungen gegenübersehen. Wie durch ein Wunder überlebte Marija Mansurova, die Frau von Pavel, Revolution, Bürgerkrieg, Verhaftung, Verbannung nach Zentralasien und Zweiten Weltkrieg. Sie starb 1976 in Moskau.

Offen bleibt die Frage, warum die Mansurovs nach 1917 nicht dem Beispiel vieler konservativer Standesgenossen folgten und ins Exil gingen, ihre guten internationalen Verbindungen hätten dies doch nahegelegt. Gerne hätte man als Leser auch noch etwas über die Entstehung des Familienarchivs erfahren, dessen Überlieferung es zu verdanken ist, dass von Winning das Leben und Wirken der Mitglieder dieser eindrucksvollen Dynastie über drei Generationen rekonstruieren konnte. Da russische Archive bis auf weiteres für westliche Forscher:innen verschlossen bleiben werden, kann man von Glück sprechen, dass von Winning das ihr offen stehende *window of opportunity* für diese erkenntnisreiche Spurensuche genutzt hat.

FRITHJOF BENJAMIN SCHENK

Basel

JGO 71, 2023/2, 282–284

Jeronim Perović

Rohstoffmacht Russland. Eine globale Energiegeschichte

Wien, Köln: Böhlau, 2022. 260 S., 3 Ktn. ISBN: 978-3-412-52442-5.

Jeronim Perovićs globale Energiegeschichte der Rohstoffmacht Russland erschien 2022. Sie wurde angesichts massiv steigender Energiepreise fertiggestellt, aber noch vor dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine. Treffend hielt der Autor in seinem Fazit fest: „Russland ist wieder einmal an einem Scheideweg seiner Geschichte angelangt.“ (S. 198) Wie sich die russische Wirtschaft in ihren globalen Verflechtungen künftig entwickeln wird, ist trotz des westeuropäischen Bestrebens, von russischen Gaslieferungen unabhängiger zu werden, und der Hinwendung Moskaus zu China und Staaten des globalen Südens noch nicht absehbar. Perovićs Ausblick bietet dahingehend neben bedrückenden Ausführungen zur „toxische[n] Verbindung zwischen Energie und Macht“ (S. 198) in Russland auch eine heute überholte Einschätzung des geopolitischen Verhaltens des Regimes angesichts der Bedeutung seiner wirtschaftlichen Verflochtenheit mit dem Westen, doch dies soll die beeindruckende Syntheseleistung des Autors nicht schmälern. Die Zukunft wird zeigen, ob sein Werk als Darstellung einer abgeschlossenen Epoche der russischen Energiebeziehungen mit dem Westen im globalen Kontext gelesen werden muss oder ob die darin aufgezeigten Kontinuitäten im künftigen Umgang mit der Rohstoffmacht Russland relevant bleiben.

Das Buch bietet eine Längsschnittanalyse vom ausgehenden Zarenreich bis in die Gegenwart. Auf knapp 200 Textseiten (exklusive Anmerkungen) gliedert es sich in kurze instruktive Kapitel. Nach einer einführenden Einordnung Russlands in die globale Energiegeschichte seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert folgt eine weitgehend chronologische Darstellung bis in die jüngste Vergangenheit. Ausgestaltung und Länge des gewichtigen Werks sind an gegenwärtigen Standards konzipierter englischsprachiger Monografien angelehnt. Eine Übersetzung wäre wünschenswert.

Im Mittelpunkt der Erzählung stehen Energiegeschichte und Außenhandel, da sie für ein Verständnis der Entwicklung und des außenpolitischen Verhaltens Russlands zentral sind. Markante Kontinuitäten werden über den gesamten Beobachtungszeitraum herausgearbeitet. Das Fazit am Ende des Buches lautet: „Energiegeschichte ist aufs engste mit dem Aufstieg Russlands zur modernen Großmacht verbunden. Zugleich ist russische Energiegeschichte ein Teil der Globalgeschichte. Als einzige große Industrienation des 20. Jahrhunderts war Russland imstande, sich jeweils weitgehend selbst mit Energie aus eigenen Rohstoffquellen zu versorgen. Doch für deren Nutzbarmachung war das Land in allen Phasen des [...] Untersuchungszeitraums auf internationales Kapital und die Zusammenarbeit mit ausländischen Unternehmen angewiesen“ (S. 195). Im Folgenden wird letzterem Aspekt besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Gewinnung von Rohstoffen in Russland ist immer auch als Prozess der inneren Kolonisierung und als Kampf gegen widrige natürliche Gegebenheiten des Landes mit der größten geographischen Ausdehnung zu verstehen. Jedoch war dies nie ohne ausländische Investitionen und Kredite möglich, wodurch dieser Prozess stets eine internationale Dimension hatte. Dies war bereits Graf Sergej Witte bewusst gewesen, und das späte Zarenreich stieg schließlich „dank des Engagements westlicher Firmen zu einer weltweit führenden Erdölmacht auf“ (S. 34–35).

Auch die Elektrifizierung der jungen Sowjetunion wäre ohne ausländisches Kapital nicht möglich gewesen. Dessen Bedeutung wurde aus politischen Gründen zunächst kleingeredet, bald darauf wurde es wieder aus der sowjetischen Wirtschaft hinausgedrängt. Bis Ende der 1920er Jahre generierten Erdöl und Erdölprodukte zwischen 15 und 20 % der sowjetischen Exporteinnahmen. Ungeachtet dessen, dass man sich der kriegswirtschaftlichen Bedeutung des Rohstoffs bewusst war, machte Erdöl nach dem Hitler-Stalin-Pakt 30 % der deutschen Importe aus der Sowjetunion aus. Die sowjetische Planwirtschaft und der Terror der 1930er Jahre verursachten einen Rückgang der Erdölproduktion, die im Zweiten Weltkrieg nur durch die im Rahmen des Lend-Lease-Acts aus den USA getätigten Treibstoffimporte ausgeglichen werden konnte. Auch im frühen Kalten Krieg blieb die Sowjetunion ein Nettoenergieimporteur. Zwar hatte der Weltkrieg der sowjetischen Führung erneut „den Nutzen einer Kooperation mit westlichen Staaten deutlich vor Augen geführt“ (S. 80), doch die Teilung der Welt setzte dieser Grenzen.

Die Sowjetunion blieb dennoch am Technologie- und Warenimport aus dem Westen interessiert und musste diesen durch den Verkauf von Erdöl und später auch Erdgas finanzieren. Das Geschäftsmodell „Rohstoffexporte im Gegenzug für westliche Kredite und hochwertige Güter“ (S. 96) trotzte selbst westlichen Embargos und blieb bis zum Ende der Sowjetunion bestehen. Chruschtschow scheiterte in seinem Streben, das „Land zu einem Produzenten und Exporteur von Fertigwaren zu machen“ (S. 77) an der mangelnden Konkurrenzfähigkeit sowjetischer Produkte.

Der Ausbau der Förderkapazitäten und die energetische Wende hin zu Erdgas seit den 1960er Jahren hatte zunächst nichts mit Exportinteressen gen Westen zu tun, vielmehr ging es darum, den steigenden Energiebedarf der eigenen, „extrem verschwenderischen“ (S. 125) Industrie sowie jener der RGW-Staaten zu decken. Die Erschließung der Erdgasfelder in Westsibirien erschien als Lösung, war jedoch erneut nur in Kooperation mit dem Westen zu meistern. Kaum bekannt ist, dass eine sowjetisch-iranische Gaspipeline kurz vor der Fertigstellung stand, als sich Teheran nach Ausbruch der Revolution 1979 abrupt von diesem Geschäft zurückzog. Erst danach war der Weg für das seit 1977/78 mit der Bundesrepublik Deutschland zur Diskussion stehende (und im Westen umstrittene) Pipelineprojekt frei. Mit dessen Fertigstellung wurde die Sowjetunion „endgültig zur Energiegroßmacht von internationaler Bedeutung und zum wichtigsten Rohstofflieferanten Europas“ (S. 144). Dadurch stieg aber nicht nur die Abhängigkeit westlicher Volkswirtschaften von der Sowjetunion, sondern auch deren Abhängigkeit von den Deviseneinnahmen durch Rohstoffexporte. Der Preisverfall bei Erdöl Mitte der 1980er Jahre beschleunigte den Niedergang der sowjetischen Wirtschaft.

Aufgrund des Einnahmenrückgangs fehlten Mittel für Investitionen. In den 1990er Jahren folgten ein massiver Produktionseinbruch, Privatisierungen und Auslandsinvestitionen, die einen Beitrag zur Erholung leisteten. Unter Putin wurde der Rohstoffsektor wieder unter staatliche Kontrolle gebracht, was allerdings keineswegs eine russische Besonderheit darstellt. An Michail Chodorkowski statuierte er ein Exempel, „um allen anderen zu signalisieren, was passieren konnte, wenn sie sich gegen den Staat stellten und in die Politik einmischten“ (S. 173). Per Gesetz wurden „ausländische Mehrheitsbeteiligungen in den größeren, als ‚strategisch‘ bewerteten Öl- und Gasfeldern“ (S. 176) untersagt. Perović sieht hier eine Parallele zu den 1920er Jahren, als sich das Land für ausländische Investitionen öffnete, um diese wieder aus dem Land zu drängen, nachdem sich die Industrie erholt hatte. In diesem Zusammenhang konstatiert er „eine an Irrationalität grenzende historische Angst“ (S. 179) und weist auf das für die russische Geschichte zentrale Spannungsverhältnis hin – „den Anspruch, als Großmacht eigenständig bestehen zu können, und die tatsächliche

Abhängigkeit der russischen Wirtschaft von internationalen Absatzmärkten für Rohstoffe und vom Zugang zu Technik, Wissen und Investitionen aus dem Ausland“ (S. 180). Eine Auflösung dieses Dilemmas gelang Putin, der vor dem Hintergrund wachsender Spannungen mit dem Westen mehr Autarkie forderte, nicht – eher das Gegenteil war der Fall.

Trotz hoher Exporteinnahmen wurden kaum zukunftsweisende Investitionen in die Modernisierung der Erdöl- und Erdgasindustrie, neue Explorationsprojekte, geschweige denn das riesige Potential an alternativen Energiequellen des Landes getätigt. Stattdessen investierte Putin in den „Sicherheitsapparat [...] und setzt alles daran, über staatsreue Eliten weiterhin die Sektoren der Wirtschaft zu kontrollieren“ (S. 184). Als trauriges Fazit bleibt: „Aus der Sicht eines Staates, der vom Rohstoffexport lebt, ist die Bevölkerung eigentlich überflüssig; der Staat kümmert sich um sie, aber nur, solange diese seinen Machtanspruch nicht in Frage stellt.“ (S. 186) Die Hoffnung, dass Russland trotz seiner inneren Verfasstheit ein berechenbarer, auf seine wirtschaftliche Verflochtenheit mit dem Westen bedachter internationaler Akteur bleiben würde, hat sich seit Ende der 2000er Jahre, als Russland Gas als Waffe gegen die Ukraine einzusetzen begann, sukzessive und im Februar 2022 endgültig zerschlagen. Diese Entwicklung birgt laut Perović für Russland ein enormes ökonomisches und für den Westen ein geopolitisches Risiko, das nun unsere Gegenwart bestimmt.

MAXIMILIAN GRAF

Wien

JGO 71, 2023/2, 284–285

Eva-Maria Auch / Manfred Nawroth

Entgrenzung. Deutsche auf Heimatsuche zwischen Württemberg und Kaukasien

Hrsg. vom Deutschen Kulturforum östliches Europa, dem Kultur- und Wissenschaftsverein EuroKauAsia und dem Museum für Vor- und Frühgeschichte – Staatliche Museen zu Berlin. Berlin: Deutsches Kulturforum östliches Europa, 2017. 63 S., zahlr. Abb., Ktn. ISBN: 978-3-936168-67-9.

Im Februar 2017 wurde in der Humboldt-Universität zu Berlin die in Kooperation des Kultur- und Wissenschaftsvereins EuroKauAsia e. V. mit dem Museum für Vor- und Frühgeschichte, Staatliche Museen zu Berlin, und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa erarbeitete Ausstellung *Entgrenzung. Deutsche auf Heimatsuche zwischen Württemberg und Kaukasien* eröffnet. Danach wurde sie an mehreren Orten im In- und Ausland gezeigt. Ergänzend zu dieser Ausstellung wurde ein Begleitheft mit gleichlautendem Titel in zwei Auflagen herausgegeben. Dem großen öffentlichen Interesse an dem Thema wurde mit der Herausgabe einer Broschüre entsprochen.

Die hier zu rezensierende Broschüre gibt in 24 Themenblöcken einen Überblick über die Geschichte der nach Südkaukasien eingewanderten Württemberger, beginnend mit den Gründen für die Auswanderung. Am Schluss findet sich ein Abschnitt mit dem Titel „Was bleibt?“, in dem Aktivitäten und Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege des kulturellen Erbes dieser Siedlergruppe seit 1991 aufgeführt sind. Eva-Maria Auch ist über die Fachkreise hinaus als ausgezeichnete Kennerin

der facettenreichen Geschichte der Erkundung und Erschließung der Bodenschätze des Südkaukasus nach dessen Eroberung durch Russland bekannt (Eva-Maria Auch: *Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbaidshan*. Wiesbaden 2001) und hat sich eingehend mit der Rolle deutscher Unternehmer und eben auch der Kolonisten befasst. Die Texte in der Broschüre sind prägnant und nicht überfrachtet. Mit 109 sorgfältig ausgewählten Illustrationen sind die Texte inhaltlich ergänzt und erweitert. Karten und Kartenskizzen verdeutlichen die räumliche Dimension der Geschichte dieser vergleichsweise kleinen Bevölkerungsgruppe, die im Spannungsfeld zwischen Bewahrung und Anpassung eine beachtliche dynamische Entwicklung durchlebte. Nach einem halben Jahrhundert der Adaption an die neuen klimatischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten konnte eine stabilere, über die Selbstversorgung hinausreichende wirtschaftliche Dynamik erreicht werden (S. 26, 28, 32, 36). Die Entwicklung einer industriellen Wein- und Spirituosenproduktion, handwerkliche Innovationen, die Ausweitung des Absatzmarktes durch die Bildung von Produktionsgenossenschaften und überregional agierenden Handelshäusern ermöglichten ein beachtliches Aufblühen des gesellschaftlichen, kulturellen und sportlichen Lebens.

Die Erschließung der Bodenschätze (Erdöl, Montanindustrie) und der Ausbau von Transportwegen zogen reichsdeutsche Industrielle und wolgadeutsche Arbeitskräfte an. In Tiflis und Baku fanden deutsche Architekten und Baumeister, aber auch Intellektuelle und Kulturschaffende ihr Betätigungsfeld (S. 38).

Mit der Errichtung der Sowjetmacht war die nicht immer „heile Welt“ der vorrevolutionären Zeit vorbei. Die sozialistische Umgestaltung der Wirtschaft und Gesellschaft (Zwangskollektivierung und Inhaftierung der als Konterrevolutionäre gebrandmarkten ehemaligen Leitungskader in Wirtschaft und Gesellschaft) beendeten die kurze „Atempause“ der Neuen Ökonomischen Politik (NĖP) (S. 44). Die Repressionen der 1930er Jahre (S. 46), die Deportation der Kaukasusdeutschen 1941 und deren rechtlose Lage als Sondersiedler und Zwangsarbeiter in den dem GULag-System zugehörigen Lagern der sog. Arbeitsarmee sind mit den wichtigsten Daten, Fotos, Zeichnungen und einer Kartenskizze anschaulich dargestellt.

Die Broschüre ist informativ, in ansprechendem Design und handlich gestaltet. Sie kann sowohl in der Erwachsenenbildung als auch im Schulunterricht verwendet werden.

ALFRED EISFELD
Göttingen

JGO 71, 2023/2, 285–287

Mathias Niendorf

Geschichte Litauens. Regionen, Reiche, Republiken 1009–2009

Wiesbaden: Harrassowitz, 2022. VIII, 565 S., 16 Abb., 3 Ktn. ISBN: 978-3-447-19599-7.

Die baltischen Staaten befinden sich seit ihrer Gründung am Ende des Ersten Weltkrieges im Wetterwinkel der europäischen Geschichte. In der Zwischenkriegszeit wurde im Auswärtigen Amt die für

sich sprechende Bezeichnung „Randstaaten“ verwendet. Umso erwähnenswerter ist, dass nunmehr aus der Feder des Greifswalder Osteuropahistorikers Mathias Niendorf, eines ausgewiesenen Kenners der Region, eine Gesamtdarstellung der Geschichte Litauens vorliegt. Dies ist von vornherein ein gewagtes Unterfangen, haben doch die Zeitläufte „Litauen“ wie kaum ein anderes Land geprägt: Beginnend mit dem eigenständigen Großfürstentum, dessen Grenzen weit im Osten und Süden lagen, gehörte das Land nach einer langjährigen Föderation und Union mit Polen schließlich im Zuge der dritten polnischen Teilung zum zarischen Russland. Im 20. Jahrhundert führte der Weg von der Unabhängigkeit 1918/19 zur Okkupation durch die Sowjetunion im Jahre 1940, die – mit Ausnahme der Jahre 1941–1944 – bis 1990/91 währte. Die Wiederherstellung der Unabhängigkeit bescherte dem Land nicht nur ein demokratisches Staatswesen, sondern auch durch den Beitritt zur NATO und der EU im Jahre 2004 die feste Verankerung in der europäischen Wertegemeinschaft.

Vieles hängt bei einer solchen umfangreichen Monographie von der Gliederung des Stoffes und der sprachlichen Umsetzung ab. Dabei geht der Autor von einer grundlegenden Überlegung aus: nicht die Geschichte der verschiedenen Ethnien bildet den roten Faden der Darstellung, sondern ein territorialer Zugang: „Im Mittelpunkt stehen immer jene Gebiete, die zeitgenössisch mit dem Namen ‚Litauen‘ verbunden wurden und seine dort lebenden Menschen, unabhängig von ihrer Sprache, Herkunft und Religion.“ (S. 5) Dabei soll der Leserschaft kein gleichmäßiger Erzählfluss zugemutet, sondern der „[...] erste[n] Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (S. 5) besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Nach einem gelungenen Exkurs zu Klima und Landschaft (zu Recht noch der Einleitung zugehörig) beginnt die chronologisch geordnete Darstellung, deren erster Teil traditionell bis zum Jahre 1569 (Union von Lublin) reicht („Von einer Randregion zum Großreich 1009–1569“). Die *aetas aurea* der litauischen Geschichte, die Zeit des Großfürstentums Litauen, schildert Niendorf nicht nur kenntnisreich, sondern verweist auch immer wieder auf Forschungsergebnisse und -erkenntnisse. Bereits nach diesen ersten Kapiteln lässt sich die oben aufgeworfene Frage nach der sprachlichen Beschaffenheit des Werkes beantworten: Bei allem wissenschaftlichen Anspruch behält Mathias Niendorf ein breites Publikum im Auge; das Buch liest sich trotz der ein oder anderen etwas „trockenen“ Passage flüssig, ohne in die Falle, allzu eingängiger und simplifizierender Erklärungsmuster zu verfallen.

Wie wenig eine Adaption moderner Begriffe wie „Nation“ und „Staat“ für Litauen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit geeignet ist, verdeutlicht der Autor in denjenigen Kapiteln, die bis zur dritten Teilung Polens reichen, von der auch das litauische Gebiet betroffen war. Die Darstellung befindet sich auf der Höhe der Forschung, wie z. B. die Erörterung der Lubliner Union und ihrer Folgen (S. 61 ff.) zeigt. Auch die sozialen Entwicklungen finden Beachtung, wobei der Vielfalt der Konfessionen die gebührende Aufmerksamkeit gezollt wird. Hervorzuheben sind daneben die Ausführungen zu Fremd- und Selbstbildern, die teilweise bis ins 21. Jahrhundert in der litauischen Öffentlichkeit die Vorstellung des frühneuzeitlichen Großfürstentums prägen.

Für die heutige baltische Republik wurde der Grundstein im 19. Jahrhundert gelegt. Der Autor zeigt vor allem den gesellschaftlichen Wandel und die damit einhergehenden ökonomischen und sozialen Veränderungen auf. Von besonderem Interesse sind die Passagen zur litauischen Nationsbildung, die sich ja nicht so sehr in einer Emanzipation von russischen, sondern von polnischen Einflüssen vollzog („Bildung und Nationsbildung“). Mit sehr viel Einfühlungsvermögen wird der

Weg zu einer litauischen Nationalbewegung, versinnbildlicht in der Sprache und den ersten litauischsprachigen Publikationen, geschildert.

Der letzte und große Hauptteil des Buches steht unter dem Titel „Von Republik zu Republik 1918–2009“. Mathias Niendorf orientiert sich an der geradezu klassischen Aufteilung der Geschichte Litauens im 20. Jahrhundert: Unabhängigkeit, Zweiter Weltkrieg, Sowjetzeit und die heutige Republik. Auch in der Geschichte der Ersten Republik (1918/19 bis 1939/40) akzentuiert der Autor die innere Entwicklung (insbesondere die ethnische Vielfalt und das kulturelle Leben), ohne dabei die außenpolitisch schwierige Lage des Landes aus den Augen zu verlieren. Etwas kurz kommt die Wirklichkeit des autoritären Regimes unter Antanas Smetona ab 1926. Die Katastrophe des Landes im Zweiten Weltkrieg und die sowjetische Okkupation werden kritisch geschildert, wobei der Rezensent die Unfreiheit der Wahlen zum „Volks-Seimas“ deutlicher akzentuieren würde. Insofern erscheint auch der Begriff „Eingliederung in die Sowjetunion“ nur bedingt geeignet für die stalinistische Zerschlagung eines unabhängigen und neutralen Staates. Sehr differenziert und auf der aktuellen Forschung fußend wird die Ermordung der jüdischen Bevölkerung und anderer Opfergruppen des Nationalsozialismus sowie die einheimische Kollaboration während der deutschen Besatzung 1941 bis 1944 beschrieben. Die Darstellung der litauischen Sowjetrepublik ist ein schwieriges Unterfangen, denn es gilt, einen kritischen Mittelweg zwischen Widerstand und Hinnahme der sowjetischen Herrschaft ebenso zu finden wie Zäsuren in der Geschichte der LSSR hervorzuheben. Dies gelingt im vorliegenden Fall ausgezeichnet, da der Autor auch auf die soziale Entwicklung und die kulturell-politischen Handlungsspielräume in den 1970er und 80er Jahre eingeht. Einen Höhepunkt erreicht die Darstellung beim Kampf um die Wiedererlangung der Unabhängigkeit in den Jahren 1988 bis 1990/91. Damit sind wir endgültig in der Zeitgeschichte angelangt. Gekennzeichnet ist diese Phase der Geschichte Litauens durch den Weg in die EU und die NATO sowie die völlige Änderung der sozio-ökonomischen Ordnung des Landes hin zu einer freien und demokratischen Gesellschaft („Transformationsprozesse“).

In einer Zeit, in der Autoren häufig mit der Vorgabe versehen werden, möglichst wenig bzw. am besten gar keine Fußnoten anzuführen, bedarf der solide wissenschaftliche Apparat des Buches der besonderen Erwähnung, umfasst er doch knapp ein Drittel des Gesamtwerks. Das Bildmaterial findet sich mehr oder weniger versteckt am Ende des Buches.

Der rote Faden des Buches liegt in seinem territorialen und multiethnischen Ansatz und dem damit gegebenen kulturellen Austausch unter den Bevölkerungsgruppen. Immer wieder wird deswegen auch auf die jüdische und belarusische Bevölkerung eingegangen. Durch die präzise Untergliederung der einzelnen Kapitel, die auch im Inhaltsverzeichnis aufscheint, ist eine gezielte, fast handbuchartige Information zu den jeweils interessierenden Ereignissen möglich. Insgesamt handelt es sich um ein überaus gelungenes Werk, dem eine große Leserschaft zu wünschen ist.

JOACHIM TAUBER
Lüneburg

JGO 71, 2023/2, 288–290

JGO, XX

The Enigmatic Tsar and His Empire. Russia under Alexander I. 1801–1825

Ed. by Alexander Kaplunovsky, Jan Kusber and Benjamin Conrad. Berlin, Bern, Bruxelles [usw.]: Peter Lang, 2019. 378 S., 9 Abb., 1 Tab. = Transformations – Differentiations – Perspectives. Mainz Studies on the Modern Age, 5. ISBN: 978-3-631-73283-0.

Die Epoche Alexanders I. hat der Forschung so einiges Kopfzerbrechen bereitet: Zeitlich eingeraht von dem aufklärerischen Europäisierungs- und Modernisierungsprojekt unter Katharina II. einerseits und dem reaktionären Schwenk, den Nikolaus I. unmittelbar nach seiner Thronbesteigung vollzog, schien das Vierteljahrhundert dazwischen allenfalls eine Art schillernden Übergangs darzustellen, das sich beharrlich einer eindeutigen Bewertung entzog: Reformen und Verfassungspläne lösten sich mit restriktiven Maßnahmen ab, Realpolitik und Mystik verbanden sich in einer eigentümlichen Allianz, außenpolitische Erfolge wurden durch innenpolitische Erschütterungen untergraben. Und die Widersprüchlichkeit dieser Jahrzehnte schien sich nicht zuletzt auch in der Persönlichkeit des Zaren selbst zu spiegeln. Der vorliegende Sammelband möchte nun ein wenig mehr Klarheit in die Unbestimmtheit dieser Epoche bringen: Wie die Herausgeber in ihrer Einleitung betonen, sehen sie im alexandrinischen Russland eine Art „Laboratorium“, in dem „unterschiedliche potenzielle Szenarios für die Modernisierung“ (beides S. 10) entworfen wurden und sich teilweise auch realisierten. Der Begriff „Laboratorium“ ermögliche es ihnen zudem, so die Editoren weiter, ein „deskriptives Paradigma“ (S. 11) aufzustellen, mit dem sich zum einen die Heterogenität dieser Zeit analytisch besser einfangen lasse und das zum anderen von vornherein dafür Sorge, nicht der Versuchung zu erliegen, ein neues (Meister-)Narrativ zu ersinnen. Nach der bündigen Einleitung der Herausgeber und dem einführenden, die allgemeinen Eckpunkte des Bandes absteckenden Aufsatz von JAN KUSBER „Alexander I, the Russian Empire, and the ‚Sattelzeit‘ 1790–1830“ verteilen sich die übrigen Beiträge auf drei größere Themenbereiche: Wissenszirkulation im Imperium, Wahrnehmung und Konzeptionalisierungen des Imperiums sowie Umsetzung von territorialen und imperialen Machtstrukturen.

In der ersten Sektion („Russia’s Movement toward the ‚Political Nations‘: Alliances, Finances, and Circulation of Knowledge“) wertet FRANZISKA SCHEDEWIE in Anlehnung an ihre bereits erschienene Monografie die private Korrespondenz zwischen Alexander I. und seiner Schwester Marija Pavlovna als diplomatischen Briefverkehr, in dem Blutsverwandschaft, Freundschaft und Loyalität in ein neues, das Politische und das Private austarierendes Mischungsverhältnis trat. MAIKE SACH nimmt sich der französischen Salonkultur und des sich dort herausbildenden Russlandbildes an, BENJAMIN CONRAD analysiert am Beispiel von Ludwig Heinrich von Jakob und Robert Voüte ein sich in ersten Umrissen abzeichnendes (Finanz-)Expertentum, von dem neben fachlichem Sachverstand überdies Wissensmanagement und politischer Gestaltungswille erwartet wurde, und ALEKSANDR ORLOV widmet sich schließlich dem Einfluss englischer Juristen, Ökonomen und Erzieher auf Russland und verbindet diesen mit den außenpolitischen Konjunkturen, die für deren Rezeption maßgeblich waren.

In der zweiten Sektion („Inventory and Perceptions of Imperial Frames: The Diversity of Actors and Political Imaginations“) unternimmt SERGEI POLSKOY eine begriffsgeschichtliche Untersuchung von „constitution“ und „fundamental law“ und arbeitet heraus, wie sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Russland die Bedeutung von „Verfassung“/„Konstitution“ hin zu einem rechtsstaatlichen Verständnis verschob, ohne dass diese Begriffe aber selbst benutzt werden durften. ALEXANDER KAPLUNOVSKY, der den längsten Beitrag zu diesem Sammelband beigesteuert hat, nimmt die Kodifizierungskommission in den Blick, legt die damit verbundenen praktischen Systematisierungsschwierigkeiten offen und kann zeigen, wie das rechtshistorische sowie gesetzgebende Moment von den gewählten Systematisierungstechniken bestimmt wurden. ELENA VISHLENKOVA legt dar, wie die bürokratisch-formalisierte medizinische Ausbildung sowie Expertise, die sich eigentlich erst unter Nikolaus I. in größerem Umfang entwickeln sollten, in der alexandrinischen Epoche ihren Anfang genommen haben. VADIM PARSAMOV arbeitet im Umfeld der Dekabristen die unterschiedlichen republikanischen Vorstellungen heraus und LORENZ ERREN weist darauf hin, wie bedeutsam der Bezug auf das antike Rom und die römische Geschichte, deren Rezeption in Russland Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte, für eine republikanische Konzeptionalisierung der russischen politischen Kultur im gesamten 18. und im frühen 19. Jahrhundert war.

In der dritten Sektion schließlich („Redistribution of Power in Imperial Space Politics“) befassen sich ALSU BIKTASHEVA und ELIZAVETA SYSOEVA in ihren Beiträgen mit den Ernennungsmechanismen der Gouverneure bzw. mit der administrativen Zwickmühle, dass sich mit der Wiedereinführung des Generalgouvernementsamts ein Spannungsfeld zwischen zentraler und territorialer Gewaltausübung aufbaute und um der Ruhe und Ordnung willen neu ausgeglichen werden musste. Die beiden letzten Beiträge beschäftigen sich exemplarisch mit Regionen: VIKTOR TAKI zeichnet für Bessarabien nach, wie Alexander I. dort den Spagat versuchte, die einheimischen politischen Eliten auf seine Seite zu ziehen und gleichzeitig politische Rahmenbedingungen zu schaffen, die reichsweit gelten sollten. CONSTANTIN TROIANOWSKI blickt auf Wolhynien und zeigt, dass sich die positive politische Großwetterlage nach 1815 infolge der Errichtung des Königreichs Polen unmittelbar auf den wohlwollenden Umgang mit den polnischen Eliten in Wolhynien niederschlug.

Alle durchweg gut gearbeiteten Aufsätze verweisen nachdrücklich darauf, dass die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts eine Umbruchsphase darstellen, in der sehr unterschiedliche Vorstellungen – hier zumeist vom im weitesten Sinne Politischen – erprobt, modifiziert und teilweise wieder verworfen wurden. Erste Formalisierungsversuche von Wissensbeständen – thematisiert etwa in den beiden sehr guten Beiträgen von Benjamin Conrad, der übrigens mit dem Finanzsektor ein in der nichtrussischen Forschung weitgehend unterbelichtetes Thema vorstellt, und Alexander Kaplunovsky – gingen eng einher mit bürokratischen Effektivierungen. Ebenso traten Vorstellungen einer politischen Kultur nun erstmals gesellschaftlich wirkmächtig auf den Plan – hier sind insbesondere die Aufsätze von Sergei Polskoy und Lorenz Erren hervorzuheben, die in ihren ideengeschichtlichen Herleitungen die politischen Emanationen nach 1800 in einem zuweilen erstaunlichen Licht präsentieren. Die althergebrachten Zuweisungen etwa von Fortschrittlichkeit/Rückschrittlichkeit oder die nachgerade in Stein gemeißelten Gegensetzungen von West/Ost werden hier in Teilen demontiert. Gerne hätte man noch von weiteren Themen erfahren, die im Band leider nicht angesprochen werden: von den Universitäten als institutionalisierten Wissensorten, die gerade unter Alexander I. begannen, im gesellschaftlichen Gefüge Fuß zu fassen, von der Bedeutung der Bibelgesellschaft – Jan Kusber erwähnt sie in seinem Beitrag in einem Halbsatz –,

von den politischen Überwachungsszenarien im Vorfeld der berüchtigten Dritten Abteilung, von der erstaunlichen, kurzzeitig aufflackernden Konversionswut des russischen Adels und der Erweckungsbewegung, von der Verschränkung christologischer und politischer Momente, vom äußerlichen Bedeutungszuwachs der Religion sowie von der allgemeinen Aufwertung des christlichen Bekenntnisses, aber auch von den glücklosen Versuchen, etwa die Leibeigenschaftsfrage zu lösen. Dies freilich ist kein Vorwurf, doch zeigen diese wenigen Punkte, auf wie vielen weiteren gänzlich unterschiedlichen Feldern sich Umbrüche anbahnten oder vollzogen, sich ein Umdenken – selbst wenn einiges nur von kurzer Dauer war – bemerkbar machte und zuweilen das vermeintlich Rätselfhafte, mit dem diese Epoche gerne in Verbindung gebracht wird und das dieses Buch sogar im Titel führt, deswegen in Erscheinung treten konnte, weil erste Ansätze einer politischen Kultur und einer damit verknüpften, zweifellos noch sehr eng abgezielten Öffentlichkeit erkennbar wurden.

Es fragt sich aber nun, was mit dem Begriff „Laboratorium“, den die Herausgeber zur Kennzeichnung der Epoche bemühen, tatsächlich gewonnen ist – mal ganz abgesehen davon, dass er sich leicht auch auf jeden anderen Zeitabschnitt anwenden ließe. Am Tatbestand ändert dies, zumindest nach meinem Dafürhalten, nicht sehr viel. Allenfalls lässt sich ein leiser Wunsch heraushören, diesem mit einem Herrschernamen verbundenen Zeitalter ebenso ein Etikett aufzukleben, wie dies für Katharina II. („aufgeklärter Absolutismus“), Nikolaus I. („Gendarm Europas“) oder Alexander II. („Zar-Befreier“) auch schon getan worden ist, selbst wenn die Herausgeber vorsorglich einräumen, dass es sich bei solchen Epitheta eigentlich immer auch um Verkürzungen, um Simplifizierungen handelt. Vielleicht verkürzt der deutungsoffenere Begriff „Laboratorium“ nicht die unterschiedlichen Bedeutungen dieser wenigen Jahrzehnte, ob er allerdings tatsächlich mehr analytische Schärfe aufweist, scheint mir gerade wegen seiner breiten Einsetzbarkeit nicht ausgemacht.

Freilich, es ist ein grundlegend epistemologisches Dilemma: Analogien aufzuspüren und übergreifende Merkmale herauszupräparieren sind unser Geschäft, weil sich über sie Zusammenhänge ergeben, die Sinn produzieren und damit Verständnis ermöglichen. Unähnlichkeit und Heterogenität tun dies hingegen nicht oder zumindest nicht so offensichtlich; sie zu bezeichnen, in einen handlichen, Plausibilisierungen ermöglichenden Begriff zu packen, zieht ihnen bereits den Stachel, um den es ja eigentlich geht. Vielleicht müsste man die professionell anerzogene (und durchaus berechnete) Vorsicht manchmal ein wenig fahren lassen und etwas mehr im Narrativen wagen. Doch gerade in dieser Hinsicht mag nicht nur das Format des Sammelbandes, sondern vor allem der etwas schwammige Begriff „deskriptives Paradigma“, als das die Herausgeber in der Einleitung ihre Herangehensweise methodisch verstanden wissen möchten, durchaus hilfreich sein: Seine Unschärfe spiegelt offenbar das, was die „Epoche“ von sich preisgibt.

ROLAND CVETKOVSKI

Frankfurt/Main

JGO 71, 2023/2, 291–294

Sigmund von Herberstein – Moskovia. Die Reisen nach Moskau. Bedeutung und Erbe

Hrsg. von Stefan Karner und Barbara Stelzl-Marx. Graz: Leykam, 2021. 341 S., zahlr. Abb. = Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgenforschung, Graz – Wien – Raabs, 23; Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives, 44; Europa – Russland, 1. ISBN: 978-3-7011-0456-7.

Der vorliegende Aufsatzband geht auf eine 2017 in Graz abgehaltene Konferenz zurück, die aus Anlass des 500-jährigen Jubiläums der ersten Ankunft von Sigismund von Herberstein in Moskau stattfand. Als habsburgischer Gesandter weilte Herberstein außer 1517 noch einmal 1526 in der Hauptstadt des Großfürstentums Moskau. 1549 erschien dann seine weitgehend auf diesen beiden Reisen beruhende Darstellung des Moskauer Reiches, die bald in vielen Auflagen und mehreren Sprachen Verbreitung fand. Sie bot den wenig unterrichteten Zeitgenossen mehr Neues über das Reich im Osten, als je ein späteres Buch über Russland vermitteln konnte. Herberstein und seine *Moscovia* stehen dementsprechend schon seit langem im Aufmerksamkeitsfeld spezieller Forschung und eines darüber hinaus gehenden Interesses. Die Aufsätze dieses Bandes behandeln schwerpunktmäßig den diplomatiegeschichtlichen Kontext der Reisen Herbersteins, sein Werk über das Moskauer Reich und dessen Nachwirkungen sowie die Geschichte der Herberstein-Forschung. Weitere Beiträge beziehen sich auf das Geschlecht derer von Herberstein und dessen Schloss in der Oststeiermark.

Nach mehreren Geleitworten bietet Stefan Karner eine recht umfangreiche Einführung, in der zunächst elementare Informationen über das Verhältnis zwischen der Rus' und dem westlichen Europa während des Mittelalters und über die Anfänge der Beziehungen zwischen den Habsburgern und dem Großfürstentum Moskau zu finden sind. Als Fehler fallen hier Angaben über Novgorod auf, wo es „einen gewissen Hang zum Katholizismus“ gegeben haben soll (S. 29). Darüber hinaus wird in der Einführung kurz über die beiden Reisen Herbersteins nach Moskau informiert und auf den vielfältigen Inhalt der *Moscovia* hingewiesen. Danach nimmt GERHARD PFERSCHY, der verdiente Herausgeber des 1989 in Graz erschienenen Sammelbandes *Sigmund von Herberstein. Kaiserlicher Gesandter und Begründer der Russlandkunde und die europäische Diplomatie*, die Herkunft des Diplomaten aus einem steirisch-krainischen Adelsgeschlecht und seinen Bildungsweg in den Blick. Dabei wird deutlich, dass der im heutigen Slowenien geborene Herberstein durch seine frühe Vertrautheit mit der dort gesprochenen slavischen Sprache einen Zugang auch zum Altrussischen hatte. WALTER HÖFLECHNER trägt unter annähernd demselben Titel, wie er es bereits im erwähnten Sammelband von Gerhard Pferschy getan hat, auch zum hier rezensierten Buch einen Aufsatz über „Gesandtschaftswesen und Europäische Bündnissysteme zur Zeit Sigmunds von Herberstein“ bei. Die Herausbildung der modernen diplomatischen Praxis gegen Ende des Mittelalters und die Entstehung großräumiger Bündnisstrukturen im westlichen und östlichen Europa werden hier nicht nur erheblich detaillierter als im früheren Beitrag behandelt; im Unterscheid zu diesem geschieht dies jetzt auch mit den entsprechenden Quellenbelegen. In diesem Zusammenhang zeichnet der Autor die in der zweiten Hälfte der 1480er Jahre beginnenden Beziehungen zwischen dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und dem Großfürstentum Moskau bis zum Vorabend der ersten Reise Herbersteins nach. Der sich daran anschließende Aufsatz des Moskauer

Historikers DMITRIJ BOROVKOV trägt den sehr weit gefassten Titel „Der Moskowiter Staat, das Hl. Römische Reich und die Habsburger Länder. Eine Chronik der diplomatischen Beziehungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“, denn behandelt werden in diesem Beitrag tatsächlich nur die Kontakte zwischen den Moskauer Herrschern und Kaiser Karl V. Die bereits 2018 in der Muttersprache des Autors erfolgte Veröffentlichung dieses Textes in einer russischen Zeitschrift nennt in der Überschrift zurecht diesen Kaiser aus der Habsburgerdynastie als chronologische Bezugsgröße. Unter Heranziehung auch von bisher unbeachteten spanischen Quellen wird in diesem Beitrag mit Sorgfalt der durchaus rege diplomatische Austausch rekonstruiert, der – trotz regelmäßiger Beschwörungen gegenseitiger „Brüderlichkeit und Liebe“ – ergebnislos blieb. In das erstrebte, gegen die Osmanen gerichtete Bündnis sollte nach Wunsch der Habsburger auch Polen-Litauen eingeschlossen werden, was aber nicht gelang. Am Schluss geht der Verfasser auf von Einzelpersonen vorangetriebene Projekte ein, denen der Kaiser anfangs wohlwollend gegenüberstand, die aber letztlich scheiterten. Dazu gehören die Bemühungen Hans Schlittes, der eine große Zahl von Fachleuten für den Dienst im Moskauer Reich anwarb, deren Transfer ins Zielland jedoch vom Deutschen Orden in Livland mit Unterstützung Lübecks verhindert wurde. Das verfehlte Ziel der Habsburger bei diesen Kontakten, „Die Teilnahme Russlands an der anti-osmanischen Liga“, wird von INESSA MAGILINA aus Volgograd in einem gesonderten Beitrag genauer behandelt, wobei die Autorin gemäß dem Untertitel des Aufsatzes auch speziell nach „Sigmund von Herbersteins Ansichten“ dazu fragt. Diesbezüglich gibt es in der Tat Klärungsbedarf, da der Autor der *Moscovia* dazu weithin schweigt. Zunächst werden in dem Aufsatz zum einen die osmanische Expansion – gerade auch im Hinblick auf die mit ihr einhergehenden Probleme für das Moskauer Reich – und zum anderen die Idee des Zusammengehens der christlichen Mächte gegen die Türken, bei der am päpstlichen Hof schon seit den 1460er Jahren an die Einbeziehung Moskaus gedacht wurde, eingehend betrachtet. Nach Überzeugung der Verfasserin ging Herberstein in seinem Buch über das Thema einer anti-osmanischen Liga hinweg, weil er den Verdacht besonderer Beziehungen zwischen den Habsburgern und dem Moskauer Reich vermeiden wollte. Ihm kam es in erster Linie auf ein gutes Verhältnis zu den Jagiellonen an, die mit Moskau trotz habsburgischer Versöhnungsversuche in gegenseitiger Feindschaft verblieben.

Die Beiträge speziell über das Werk Herbersteins werden durch eine gelungene Zusammenstellung von besonders aussagekräftigen Auszügen aus der *Moscovia* eingeleitet. Der Moskauer Historiker OLEG KUDRJAVCEV, der seit längerem intensiv über die deutsche und italienische Literatur des späten 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts über das Moskauer Reich forscht, untersucht sodann „Stereotypen über Russland und die Russen“ in Herbersteins *Rerum Moscoviticarum Commentarii*. Er geht zunächst auf die Herberstein unmittelbar vorausgegangenen Verfasser von Texten über das Moskauer Reich ein und zeichnet dann die weit zurückreichende Geschichte eines immer weiter tradierten negativen Bildes vom eurasischen Norden nach, der von Barbaren bewohnt sei, wobei Russland im Norden verortet wurde. Auch übten dort – gemäß den Überzeugungen der Astrologen jener Zeit – bestimmte Himmelskörper einen verhängnisvollen Einfluss aus. Der Autor sieht Herberstein in solchen Vorstellungen gefangen; dieser habe gezielt tradierte Stereotypen auch mit Hilfe von „völlig erdachten Bildern des russischen Lebens“ (S. 168) aktualisiert. Als Beispiel angeführt wird u. a. Herbersteins Bild vom unterwürfigen russischen Volk, dessen Adlige auch bei Armut körperliche Arbeit ablehnen und dessen einfache Leute nur unter Schlägen eifrig arbeiten. Was die beiden zuletzt genannten Aussagen betrifft, könnte sie Herberstein von seinen sozial hoch

gestellten Gesprächspartnern im Moskauer Reich gehört haben. Dass seine Darstellung in erheblichem Maße negative Vorurteile enthält, steht aber außer Zweifel. Erklären lassen sie sich – über die in Kudrjavcevs Aufsatz hervorgehobenen Ursachen hinaus – mit den westlichen Bewertungsmaßstäben Herbersteins.

Ausgesprochen speziell wirkt zunächst ein Beitrag von CHRISTINE HARRAUER über einen Brief von Seweryn Boner, einem Korrespondenzpartner Herbersteins aus Polen, vom 25. Oktober 1547. In ihm geht es um die verheerenden Brände jenes Jahres in Moskau und um den Verdacht, dass Ivan IV. der Brandstifter war, sowie um weitere Untaten des jungen Zaren. Die Frage nach dem Gewährsmann Boners bleibt offen, doch sind – vom Inhalt des Briefes ganz abgesehen – die von der Autorin beleuchteten Fragen interessant, auf welchem Weg Informationen über das Moskauer Reich in der Zeit nach Herbersteins Reisen zu diesem gelangten und auf welche Art und Weise Herberstein dann solche Informationen in seinem Werk verwendete. Danach gibt der Moskauer Historiker ROMAN ŽIGUN einen Überblick über die Geschichte der Herberstein-Forschung in Russland und die dort edierten Übersetzungen der *Moscovia*. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurde im Zarenreich Bedeutendes über Herberstein publiziert, wobei das Urteil der Forscher über die Zuverlässigkeit seiner Berichte positiv ausfiel. In der Sowjetzeit erschien dagegen lange keine umfassendere Publikation, was zum Teil mit einem zeitweiligen Verbot der Verwendung ausländischer Schriften über Russland erklärt werden kann. Erst 1988 kam eine kommentierte Übersetzung der *Moscovia* heraus, an deren Erarbeitung Anna L. Choroškevič († 2017) maßgeblich beteiligt war. Diese Moskauer Historikerin förderte die Herberstein-Kenntnis auch danach in erheblichem Maße, wobei die unter ihrer Ägide entstandene, 2008 im Druck erschienene zweibändige Edition der *Moscovia* in lateinischer und deutscher Sprache nebst Übersetzung ins Russische – auch mit Blick auf die dort publizierten Beiträge und Kommentare vieler anderer Forscher – einen Höhepunkt darstellte. Žigun thematisiert den Gegensatz zwischen der Hochschätzung Herbersteins durch Choroškevič, die partielle Kritik nicht ausschloss, und der Betrachtungsweise von Kudrjavcev und weiteren russischen Autoren, die Herberstein bewusste Lügen unterstellen. Mit seinem Aufsatz „Anna Choroškevič. Die bedeutendste russische Erforscherin von Herbersteins Werk“ liefert ANDREAS KAPPELER einen Beitrag, der allein der *grande dame* der russischsprachigen Herberstein-Forschung gewidmet ist. Nachdem er über deren Verlauf einen Überblick gegeben und die Persönlichkeit der Moskauer Historikerin vorgestellt hat, kennzeichnet der Autor prägnant ihre Leistungen auf jenem Gebiet. Er würdigt zudem ihre Haltung als mutige Demokratin sowie ihre scharfe Kritik an der sowjetischen Historiographie und an der neuerlichen Wiederbelebung sowjetpatriotischer Mythen. Schließlich gelangt hier ihre Beteiligung an einem scharfen Disput zwischen russischen Historikern über die dilettantische Dissertation von Vladimir Medinskij aus dem Jahre 2011 in den Blick. Der spätere russische Kulturminister hatte darin Reiseberichte über das Moskauer Reich behandelt und diese als böswillige Verleumdungen desselben durch den Westen dargestellt, wobei der „Falsifikator Herberstein“ besonders hervorgehoben wurde. Die angegriffene Kennerin Herbersteins wusste dagegen zu halten.

Auch noch im 18. Jahrhundert nutzten Russlandreisende zur Vorbereitung ihres Unternehmens das Werk ihres großen Vorgängers und ließen sich von ihm beeinflussen. Davon spricht DIETRICH BACHER in seinem Aufsatz über „Die Erben Herbersteins. Beispiele deutscher Russlandreisender des 18. Jahrhunderts und ihre Reiseberichte“. Die Vorstellungen der sieben ausgewählten Autoren und ihrer Werke fallen zwar recht kurz aus, sind aber sehr treffend. Dass auch in unserer Zeit das Leben

in Moskau mitunter Herbersteins Berichte in Erinnerung rufen kann, erfahren wir von ANNA-MARIA CEDE, der Gattin eines dort tätigen österreichischen Botschafters. Ihre Spurensuche nach Herberstein und seinem Werk ist gut lesbar, kann aber zur Sache erwartungsgemäß nichts Neues sagen.

Über das Schicksal des Schlosses Herberstein in der Zeit der sowjetischen Besetzung der Oststeiermark berichten BARBARA STELZL-MARX und GOTTFRIED ALLMER in ihrem gemeinsamen Beitrag „Sigmund von Herberstein als später Retter steirischen Kulturerbes. Die Befreiung des Schlosses durch die Rote Armee 1945“. Das Schloss blieb verschont, und auch die dort zum Schutz deponierten steirischen Kulturgüter wurden gerettet. Als Besucher des Schlosses konnte vor längerer Zeit der Rezensent – und kann man vermutlich noch immer – während der Führung hören, dass ein russischer Offizier, dem die Bedeutung Herbersteins bekannt war, die Schonung veranlasst hatte. So steht es hier auch im Geleitwort der Familie Herberstein (S. 11). Im vorliegenden Aufsatz heißt es dazu aber ohne nähere Erklärung einschränkend, die Sache habe sich nur angeblich so abgespielt (S. 247). Ebenfalls aus dem Jahr 1945 stammen die hier unter dem Titel „Untersteirische Tagebücher“ veröffentlichten Aufzeichnungen von Johann Josef und Marie Madeleine Herberstein, die von jugoslawischen Partisanen gefangen genommen worden waren. Den größten Raum beanspruchen dabei bedrückende Notizen des Grafen aus der Zeit seiner Gefangenschaft in Maribor/Marburg an der Drau. Zum Schluss erinnert J. Georg Herberstein (†) an die historischen Verdienste der Familie unter Hervorhebung des Bedeutendsten ihrer Angehörigen.

Wie die voranstehenden Ausführungen über den Tagungsband deutlich gemacht haben, ist dieser durch eine große inhaltliche Vielfalt gekennzeichnet. Mit manchen Beiträgen, den zahlreichen, auch farbigen, oft aus „Wikimedia“ übernommenen Illustrationen sowie den in einer modernen deutschen Sprachform wiedergegebenen Auszügen aus der *Moscovia* spricht er ein breites Leserinteresse an. Grundsätzlich gilt aber, dass die Aufsätze unser Wissen zu relevanten Themen der Herberstein-Forschung bereichern oder unsere Aufmerksamkeit auf bisher wenig Bekanntes, aber durchaus Beachtenswertes lenken.

NORBERT ANGERMANN

Buchholz / Nordheide

JGO 71, 2023/2, 294–296

Anke Hilbrenner

Gewalt als Sprache der Straße. Terrorismus und die Suche nach emotionaler Gemeinschaft im Russischen Reich vor 1917

Stuttgart: Steiner, 2022. 395 S., 5 Abb. = Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 92. ISBN: 978-3-515-13076-9.

Arbeiten zum Terrorismus im Russischen Reich im 19. und frühen 20. Jahrhundert liegen mittlerweile in stetig wachsender Zahl vor (vgl. Moritz Florin: *Auf dem Weg zu einer Globalgeschichte politischer Gewalt. Ein Forschungsbericht zur Geschichte des Terrorismus im langen 19. Jahrhundert*, in: H-Soz-Kult, 30.08.2019, <www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-4254>

[07.06.2023]). Es ist ein Verdienst von Anke Hilbrenner, diese Fallstudien und Einzelanalysen auszuwerten, durch eigene intensive Forschung zu ergänzen und analytisch zu erweitern. Sie beschränkt sich dabei nicht auf eine der beiden Phasen des Terrorismus im Russischen Reich, sondern betrachtet einen Zeitraum von gut vierzig Jahren, beginnend mit dem Anschlag Dmitrij Karakozovs auf das Leben des Zaren 1866 und endend mit der ersten Russischen Revolution. Die Analyse ist chronologisch aufgebaut und konzentriert sich auf die Auswertung einzelner bedeutender und für Hilbrenners Argumentation repräsentativer terroristischer Taten. Die zweite Phase des Terrorismus im Russischen Reich ab 1902 nimmt mit zwei Großkapiteln (Kapitel 2 und 3) den überwiegenden Teil der Darstellung ein.

Als Klammer der sich in Intensität und Dynamik sowie hinsichtlich der Entstehungszusammenhänge unterscheidenden Phasen terroristischer Gewalt im Zarenreich dienen Hilbrenner mehrere analytische Zugriffe, zuvorderst in Anlehnung an Peter Waldmann der Fokus auf die kommunikative Funktion terroristischer Gewalt. Auch spielen Orte und Emotionen ganz im konzeptionellen Sinne des *spatial* bzw. *emotional turn* eine Rolle. Weniger ausgeprägt ist das in der Einleitung in Aussicht gestellte „besondere [...] Augenmerk auf der Interaktion zwischen Peripherie und Zentrum“ (S. 16). Zwar zeigt Hilbrenner, wie mal im Zentrum, mal in der Peripherie agierende Akteur*innen die Entwicklung des Terrorismus bestimmten, wie sich die Strategie der Terrorist*innen verschob und wie Anschläge an unterschiedlichen Orten des Reiches unterschiedliche Resonanz erreichten. Letztendlich klammert die Autorin aber die gerade in der zweiten Phase aktiven nationalen Gruppierungen – ich denke hier insbesondere an polnische, finnische und armenische sozialrevolutionäre Gruppen – mit ihrer Partizipation am Terrorismus weitestgehend aus. Die imperiale Dimension des Phänomens wird somit nur im Ansatz erfasst. Auch bleibt die Autorin trotz anderslautender Bekundungen der Gleichsetzung von St. Petersburg und Zentrum bis auf wenige Ausnahmen treu.

Überzeugend arbeitet die Autorin die kommunikative Dimension des Phänomens heraus. Hierbei beschränkt sich Hilbrenner nicht auf die Beschreibung der terroristischen Taten, sondern bezieht deren diskursive und soziopolitische Entstehungszusammenhänge mit ein. Auch spürt sie der Rezeption der Taten in der russländischen Gesellschaft und teils darüber hinaus nach. Dadurch entstehen äußerst dichte Beschreibungen der einzelnen Fallbeispiele, wie sie in der Terrorismusforschung im Allgemeinen häufig zu vermissen sind. Ob die Revolutionsgeschichte Odessas für ein Verständnis der Eskalation terroristischer Gewalt dabei so umfangreich beschrieben werden muss, sei dahingestellt. Durch ihren Fokus auf Odessa in den Revolutionsjahren verliert die Autorin allerdings andere Anschläge und Attentate der Partei der Sozialrevolutionäre aus dem Blick, die sich nur bedingt in ihre Schlussfolgerungen einpassen lassen. Das Attentat Marija Spiridonovas auf den Vizegouverneur von Tambov 1906 und dessen propagandistische Ausnutzung durch die Partei scheinen dem von Hilbrenner konstatierten „Kontrollverlust der zentralen Akteur*innen“ (S. 348) ab 1905 deutlich zu widersprechen. Zudem erreichte dieser terroristische Akt trotz seiner Lokalisation in der Peripherie, trotz der verwendeten Waffe (Revolver statt Bombe), vor allem aber trotz der Gewalteskalation im Zuge der Revolution und damit vor dem Hintergrund einer „kulturellen Normalisierung‘ der Gewalt“ (S. 39) eine Aufmerksamkeit, die weit über die russländische Gesellschaft hinausreichte (vgl. Sally S. Boniece: *The Spiridonova Case, 1906. Terror, Myth and Martyrdom*, in: *Kritika. Explorations in Russian and Eurasian History* 4 [2003], 3, S. 571–606). Gerade im Hinblick auf die enorme kommunikative Wirkung einer weiblichen Beteiligung an terroristischen

Taten greift die von Hilbrenner identifizierte Trias symbolischer Handlungen – Opfer, Waffe, Ort (S. 31) – zu kurz und müsste um die Person des Täters bzw. der Täterin ergänzt werden.

Detailliert arbeitet Hilbrenner heraus, wie sich im Zuge der terroristischen Akte emotionale Gemeinschaften formierten, wie sich unterschiedliche Deutungsstränge herausbildeten, die allerdings nur eingeschränkt von den Terrorist*innen gesteuert werden konnten. Die Gewaltakteur*innen bewegten sich auf einem schmalen Grat zwischen dem Bestreben, maximale Aufmerksamkeit zu generieren, gleichzeitig aber die gesellschaftliche Nachvollziehbarkeit ihres Handelns nicht zu verlieren. Anschläge mit Bomben und auf hochrangige Persönlichkeiten garantierten Aufmerksamkeit. Gleichzeitig konterkarierte die Inkaufnahme unschuldiger Opfer den moralischen Anspruch der Terrorist*innen. Auch blieb unvorhersehbar, ob die Gesellschaft den – vorgeblichen – Tatmotiven der Terrorist*innen folgte. Mit dem Attentat auf Alexander II. 1881 und dem Anschlag auf das Café Libman in Odessa 1905 beschreibt Hilbrenner zwei Beispiele, bei denen es anders als im Falle der Vera Zasulič oder auch der Attentate der Sozialrevolutionäre auf Vjačeslav von Pleve und den Großfürsten Sergej Aleksandrovič den Terrorist*innen eben nicht gelang, mit ihrem „emotionalen Regime“ die Gesellschaft zu erreichen. Hilbrenner macht letztendlich das Unvermögen der Terrorist*innen, die Gesellschaft in die eigene emotionale Gemeinschaft zu ziehen, die „mangelnde kommunikative Wirksamkeit terroristischer Gewalt“ (S. 366) für das Abebben des Terrorismus sowohl der ersten wie der zweiten Phase verantwortlich.

Der Rückgang gesellschaftlicher Akzeptanz wurde gegen Ende der ersten Russischen Revolution auch von Zeitgenoss*innen als Argument gegen ein Fortführen terroristischer Gewalt ins Feld geführt. Dennoch blieben wichtige Sozialrevolutionäre bis mindestens 1911 von der revolutionären Kraft des Terrorismus überzeugt. Insbesondere der revolutionären Emigration fiel es schwer, sich von der terroristischen Strategie zu verabschieden (Oleg Budnickij: *Terrorizm v rossijskom osvoboditel'nom dviženii: ideologija, etika, psichologija*. Moskva 2016, S. 156 ff.). Folgen wir der Autorin, wäre dies dadurch zu erklären, dass die Terrorist*innen auch noch während der Gewalteskalation 1905 bis 1907 mit sozialistischen und liberalen Kreisen im Ausland eine emotionale Gemeinschaft zu bilden vermochten. Das Tatmotiv der Selbstverteidigung passte zu gut in ein Russlandbild, das die „Peripherie Europas“ mit Gewalt und Despotismus gleichsetzte. Neben der moralischen (Selbst-) Überhöhung der Terrorist*innen mag dies die nachhaltige positive Verklärung des russländischen Terrorismus in der westlichen Wahrnehmung und Historiographie erklären.

FELICITAS FISCHER VON WEIKERSTHAL
Heidelberg

JGO 71, 2023/2, 297–298

Katharina Kucher

Kindheit als Privileg. Bildungsideale und Erziehungspraktiken in Russland (1750–1920)

Frankfurt/Main, New York: Campus, 2022. 477 S. = Campus Historische Studien, 82. ISBN: 978-3-593-51433-8.

Katharina Kucher's admirable book is nothing less than a pioneering synthetic history of childhood in a period which, compared to the decades of Soviet power, has received little sustained attention. While benefitting from the work of previous scholars (the notes and bibliography cite an impressive range of sources in Russian, English, and French, as well as German), Kucher also, particularly in Chapter 3 ("Kindheit im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts: Erziehung als Dienst am Vaterland") and Chapter 4 ("In der Ära der Reformen: Kindheit zwischen Tradition und Ausdifferenzierung während der 1860er bis 1890er Jahre"), goes significantly beyond the extant historiography to address areas such as the link between upbringing and patriotism, the interplay of "traditional" values (as perceived by historical actors at the time), and foreign influence, and the role of childhood in the expression of social status.

As its title suggests, the book focuses on minors from the Russian elite, and more narrowly, the most privileged layer of the Russian gentry and nobility (*dvorianstvo*). But Kucher also includes discussions of children from less exclusive sectors of society, or at any rate, the ways in which the lives of such children impacted upon Russian educated and intellectual society – as in the paintings of social realists such as Vasilii Perov, whose 1866 painting *Troika: Young Apprentices Hauling Water* is the subject of an interesting discussion (p. 209, pp. 215 f.). As Kucher argues here, representations of children in this period acquired a national-symbolic meaning: "Die Kinder sind auf diesem Bild das personifizierte Gegenteil von Moderne und Dynamik", so that the picture itself becomes "eine weitgreifende Darstellung der wirtschaftlichen und infrastrukturellen Unterentwicklung des Russischen Kaiserreiches" (p. 216). One could add that the painting would likely have been seen by its 1860s viewers as a socially critical riposte to the famous Romantic evocation of Russia as a speeding *troika* in Gogol's 1842 novel, *Dead Souls*.

Kucher's book is, however, on the whole less concerned with over-arching ideologies and symbolic realities than it is with the topic of child-rearing, *Erziehung*, as highlighted in the subtitle. Chapter 2 ("Kindheit im Zeitalter der Aufklärung in Russland") includes, alongside discussions of child-rearing literature and the history of key institutions such as the Smol'nyj Institute and the Imperial Foundling Home, an analysis of formal portraits of the period, including images of early childhood such as the anonymous study of a boy in a periwig with his elbow resting on a pile of books (p. 74) and M.I. Bel'skii's evocation of a teacher and his two young pupils (p. 75). This recourse to visual evidence in fact unifies the discussion in all of the chapters, with the difference that Chapter 5 ("'Moderne Zeiten': Kindheit im ausgehenden Zarenreich") shifts from easel-painting to photography. This shift gives the discussion something of a stop-start feel, since, after all, photographs of children can be found from the decades covered in Chapter 4 (for instance, *Child Carrying Boxes*, by the famous Scottish-St. Petersburg photographer William Carrick, <https://www.nationalgalleries.org/art-and-artists/10423/child-selling-boxes-st-petersburg> [22.5.2023]). But it is

possible that it would have been difficult to collect a coherent body of documentation dating from this period. And in any event, the discussions are valuable in and of themselves. In particular, the paintings in Chapter 3, which also include works by anonymous artists, possibly family members of the sitters and perhaps female artists, are likely to be unfamiliar even to those who know the art of the period reasonably well.

Another corpus of evidence that Katharina Kucher considers at length are the plans for the upbringings of their sons created by two fathers from the cream of the *dворяnstvo*: Fedor Samarin (1784–1853) for his son Jurii (1819–1876), the implementation of whose plans was recorded by the tutors he engaged in meticulous diaries, and the 1853 instruction by Count Dmitrii Sheremetev (1803–1871) for the education of his son Sergei (1844–1918). As Kucher argues, the latter plan seems in many respects a continuation of the former, though the tutors employed by Sheremetev were less malleable than Samarin's, with Constantin Rouget (known as Konstantin Ruzhe in Russia) openly conflicting with his employer, a situation exploited by his co-tutor, Julius Grening (p. 265). Yet these early manifestations of what is now called “helicopter parenting”, with exhaustive attention to diet and exercise as well as mental development and the inculcation of intellectual skills (particularly the command of French and German), represented only one trend among the social elite; Kucher also traces, in Chapters 3, 4, and 5, the rise of professionalization among teachers, and the history of Russian pedagogical discourses, beginning with publications in journals such as *Vestnik Evropy* (1802–1830), whose leading lights included writer and historian Nikolai Karamzin and poet Vasilii Zhukovskii, tutor to the future Emperor Alexander II, and continuing through *Učitel'* and *Vestnik vospitaniia*, among others.

At the end of the book, Katharina Kucher points to areas that might be developed by future scholars, such as institutional history (indeed, both the paintings and the journals are discussed without much sense of the institutional context from which they emerged), gender (the book does in fact focus on boys, as a result of the sources consulted, though this helps to counterbalance the emphasis on girls in previous scholarship, including my own), and childhood in non-Russian parts of the empire. For all its panoramic drive, too, the study is not quite comprehensive in chronological terms: while Chapter 3 includes evidence from the 1840s and even the early 1850s, the main focus of the discussion is nevertheless the first three decades of the nineteenth century, while Chapter 4 launches straight into the era of the Great Reforms. While it is refreshing to read a history that so often reaches beyond literary sources, there are some cases where a broader spread of literature might have been helpful: an analysis of Turgenev's short story *First Love* (1860) would have linked the child labour and gentry childhood themes that Chapter 4 addresses separately. The useful scene-setting frames to each chapter, addressing major events and developments, are generally oriented to political and social history, so that, say, the work on the history of emotions by scholars such as Andrei Zorin and Andreas Schönle, of obvious relevance to the discussion here, has slipped out of sight. But it would be unfair to judge a substantive history of this kind on the basis of minor gaps and omissions of a kind that make no difference to the persuasiveness of Kucher's overall arguments. So far as the field of Russian childhood studies is concerned, Kucher's book is a major event; it can also be read with profit by anyone specialising in Russian history in the period it covers.

JGO 71, 2023/2, 299–301

Ulrich Hofmeister

Die Bürde des Weißen Zaren. Russische Vorstellungen einer imperialen Zivilisierungsmission in Zentralasien

Stuttgart: Steiner, 2019. 421 S., 7 Abb., 3 Ktn., 15 Farbtaf. = Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 88. ISBN: 978-3-515-12266-5.

Angesichts des verbrecherischen Angriffskrieges der Russischen Föderation gegen die Ukraine ist die Frage nach dem Wesen der russischen „Imperialität“ höchst aktuell. Dazu zählten für das Russische Reich bis 1917 wie für die sich anschließende sowjetische Epoche Vorstellungen von der russischen Zivilisierungsmission gegenüber südlichen und östlichen Nachbarn. Ulrich Hofmeister legt nun eine umfassende Studie zum Konzept der Zivilisierungsmission für Zentralasien vor. Er bezieht sich vielfach auf die grundlegenden Beiträge von Jürgen Osterhammel sowie weiterer Autoren zur Zivilisierungsmission europäischer imperialer Mächte, an die er anschließt (zu Recht viel zitiert: Boris Barth / Jürgen Osterhammel [Hrsg.]: *Zivilisierungsmissionen: Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*. Konstanz 2005). Korpus und Methode sind in der Einleitung klar benannt: Der Verfasser hat etwa 300 russischsprachige Texte von Kolonialbeamten, Militärs, Wissenschaftlern und Reisenden diskursanalytisch ausgewertet. Dabei gelingt es ihm, ein breites Panorama der Vorstellungen der Kolonisierer zu zeichnen, das Platz für Schattierungen und innere Widersprüche lässt.

Die Arbeit ist thematisch in vier große Kapitel gegliedert. Zunächst wird das *othering*, die Konstruktion von Differenz vorgestellt, im zweiten Kapitel geht es um die Debatten zur spezifischen Zivilisierungsmission im Russischen Reich, im dritten um die Vorschläge zu ihrer Umsetzung, und das vierte Kapitel beleuchtet die Kritik am Konzept sowie die Konkurrenz zu diesem.

Nicht alles, was diese Studie erarbeitet, ist neu. So geht die These, dass das Russische Reich seine Schwäche im Vergleich zu Europa (Stichwort: Krimkrieg) durch seine Expansion nach Süden und Osten kompensierte, im deutschsprachigen Kontext bis auf Dietrich Geyer zurück (*Der russische Imperialismus. Studien über den Zusammenhang von innerer und auswärtiger Politik 1860–1914*. Göttingen 1977). Auch die Nichteinmischungspolitik und die Debatten über Turkestan als gesonderte Kolonie oder als Bestandteil des Reiches sind bekannt. Doch Hofmeister bestätigt diese Grundlagen auf der Basis einer reichen Quellengrundlage. Zudem bietet seine Studie erstmals einen umfassenden Überblick über die Zivilisierungsmissionsvorstellungen bezüglich Zentralasiens im gesamten dafür relevanten Zeitraum und über die damit verbundene Politik in ihrem historischen Wandel. Auch den Gesamtkontext der imperialen Politik gegenüber nichtrussischen Gebieten verliert der Verfasser nicht aus dem Blick. So wird deutlich, welche bedeutende Rolle die vorhergehende Erfahrung mit dem starken auch militärischen Widerstand im Nordkaukasus von den 1830er Jahren bis 1859 spielte. Es war nicht unwesentlich dieser Erfahrung zu verdanken, dass in Zentralasien die sogenannte Nichteinmischungspolitik entstand.

Die vom ersten Generalgouverneur von Turkestan, Konstantin P. von Kaufman, begründete Nichteinmischungspolitik bedeutete in der Praxis, dass große Bereiche des Lebens und der Verwaltung der Bevölkerung in der Kolonie unangetastet blieben. Diese Politik, die sowohl auf einen Mangel an Ressourcen als auch auf die Furcht vor islamisch organisiertem Widerstand zurückging,

wurde seit der Jahrhundertwende stärker als vorher im Russischen Reich selbst kritisiert. Letztlich aber wurde sie bis 1917 nicht aufgegeben, obwohl sie sich als wenig erfolgreich erwies. Dadurch, dass der Islam nicht, wie zunächst von den kolonialen Eliten erwartet, von selbst unterging, sondern mit dem Aufstand von Andijon (Andižan) 1898 im Gegenteil seine Mobilisierungskraft deutlich zeigte, waren Zivilisierungsmission und Kolonialherrschaft in einen gewissen Widerspruch zueinander geraten. Da die Priorität St. Petersburgs und der Kolonialherren in Taškent letztlich darauf lag, die Herrschaft zu erhalten, wurde das Reden von der Zivilisierungsmission zunehmend zu einer bemäntelnden Rhetorik.

Das Zivilisierungsmissionskonzept war äußerst flexibel, wie Hofmeister mehrfach betont. „Es kann in die unterschiedlichsten Ideologien und Weltbilder integriert werden“ (S. 344). Es wurde von allen politischen Akteuren in Dienst genommen, seien es radikale Nationalisten, die den Einfluss der Russisch-Orthodoxen Kirche diskutierten, oder Sozialisten, die die Zivilisierungsmission mit gesellschaftlichem Fortschritt verbanden. Es waren nicht nur Russen oder Slawen, die die Zivilisierungsmission als Idee unterstützten, sondern auch Zentralasiaten und andere Vertreter des Islams. Bezüglich der Dschadidisten, der muslimischen Reformer im Russischen Reich, wendet Hofmeister das Konzept der „Selbstzivilisierung“ von Osterhammel an: Durch Initiativen von unten, etwa mit dem Aufbau eines eigenen Schulsystems, könne das zivilisatorische Niveau der lokalen Bevölkerung gehoben werden, so die Überzeugung der Dschadidisten.

Beim direkten Vergleich mit den Kolonialmächten Frankreich und Großbritannien zeigt sich, dass für das Russische Reich die tatsächliche oder vermeintliche Rückständigkeit Russlands selbst gegenüber Europa immer mitdiskutiert wurde. Wenn es in den letzten Jahren der zarischen Herrschaft zu immer mehr Kritik am Vorgehen in Taškent kam, so konnte dabei auch die russische Zivilisierte als Ganzes in Frage gestellt werden. Das habe es in Frankreich und Großbritannien zwar ebenfalls gegeben, aber nicht im gleichen Ausmaß. Das dort herrschende Bewusstsein, „an der Spitze des weltweiten Fortschritts zu stehen“, habe in Russland gefehlt (S. 340).

Zu kritisieren ist an dieser Studie wenig. Der Argumentationsgang am Beginn des Schlussteils ist nicht so flüssig wie in der Einleitung. Beim Thema Rassismus hätte die Analyse weitergehend sein können. Hofmeister konstatiert, was zuvor in Fachkreisen bekannt war, nämlich dass ein biologistisch begründeter Rassismus im Russischen Reich eine relativ geringe Rolle gespielt hat. Inzwischen wird Rassismus aber auch viel breiter als Ausgrenzungs- und Diskriminierungsstrategie verstanden und diskutiert. Darauf hätte zumindest ein Hinweis erfolgen können.

Diese Monita wiegen nicht schwer. Denn dies ist nicht nur die erste Gesamtdarstellung der russisch-imperialen Zivilisierungsmission bezüglich Zentralasiens – wobei eine vergleichbare Arbeit auch nicht zu anderen Regionen des Russischen Reiches vorliegt. Es ist zudem die erste Monographie zum Russischen Reich, der es so gut gelingt, die Perspektive auf Russland mit dem weiten Blick auf andere europäische Kolonialherrschaften in Bezug zu setzen.

Sehr gut gelungen und überaus wichtig ist auch der Ausblick in die frühsowjetische Herrschaft in Zentralasien, den Hofmeister in einem weiteren, letzten Kapitel gibt. Einerseits grenzten sich die Bolschewiki demonstrativ von der zarischen Kolonialherrschaft ab. Andererseits übernahmen sie nicht nur Grundannahmen der Zivilisierungsmission, allen voran die der Rückständigkeit der Bevölkerungen Zentralasiens, sondern auch politische Programmpunkte von ihren zarischen Vorläufern. Zu ergänzen wären hier Schwerpunkte und Projekte in der Wirtschafts- und Infrastrukturpolitik (Julia Obertreis: *Imperial Desert Dreams. Cotton Growing and Irrigation in Central Asia*,

1860–1991. Göttingen 2017). Differenziert analysiert Hofmeister die Übernahme der Zivilisierungsmission in die sowjetische Epoche hinein und konstatiert mit gewisser Bitterkeit, dass trotz der von Beginn an „exzessive(n)“ Gewalt der Kommunisten deren Transformationsbemühungen deutlich erfolgreicher waren als die der zarischen Vorgänger (S. 336).

Die Studie ist durchgängig flüssig und gut lesbar geschrieben. Sie bietet neben einem Orts- und Sach- sowie Personenregister im Anhang eine Sammlung von über 50 äußerst hilfreichen biographischen Skizzen. Dank eines einführenden historischen Unterkapitels und der vielen aufschlussreichen Querverweise auf die britische und französische Kolonialherrschaft ist dieses Buch nicht nur für Osteuropa- und Zentralasienforschende, sondern auch für alle geeignet, die sich mit Kolonialismus und Zivilisierungsmissionen in anderen Kontexten beschäftigen. Bei der Lektüre durch diejenigen, die nicht des Russischen mächtig sind, stören vermutlich die Sonderzeichen der deutschen wissenschaftlichen Transliteration, die von Hofmeister m. E. etwas zu konsequent verwendet wird (etwa „Bolševiki“ statt „Bolschewiki“). Das wird aber der breiten Rezeption dieser Arbeit keinen Abbruch tun.

Bestimmte Grundmuster der russischen Zivilisierungsmission sind auch heute wieder klar erkennbar und werden im Kontext des Krieges gegen die Ukraine wie im Brennglas sichtbar. So gehen russische Kommentatoren und Kommentatorinnen wie selbstverständlich davon aus, dass die russische (politische) Kultur und Lebensweise derjenigen anderer ehemaliger Sowjetrepubliken überlegen ist, sei es in Zentralasien, im Transkaukasus oder eben in der Ukraine. Die russischen Bombardements in der Ukraine zielen u. a. darauf ab, die Errungenschaften und Hinterlassenschaften der russisch-sowjetischen Moderne, die Russland jetzt für sich allein beansprucht, zu zerstören, nach dem Motto: Was wir hinterlassen haben, muss uns (oder wenigstens zu unserer Einflussosphäre) gehören, oder es darf nicht mehr existieren. Grundlegend gewandelt hat sich im Vergleich zum 19. Jahrhundert das Verhältnis zu den westlichen Staaten: Während das Zarenreich sich in direkter Konkurrenz etwa zu den Briten sah und sehr danach strebte, seinen Status als europäisches Land zu befestigen, so überwiegt heute die seit Jahren vom Putin-Regime gepflegte Vorstellung, die westlichen Staaten seien darauf aus, Russland zu zerstören, woraus eine unversöhnliche Gegnerschaft zum Westen abgeleitet wird. Es ist abzusehen, dass mit dem aktuellen Krieg Russlands Platz an der Seite der allermeisten übrigen europäischen Völker verloren ist, und die derzeitige Gegnerschaft wird das russisch-europäische Verhältnis für lange Zeit prägen. Dafür entstehen aktuell neue Verbindungen zwischen der EU und den zentralasiatischen Staaten, allen voran Kasachstan. Für die Ausweitung der Kontakte mit Zentralasien wird es nützlich sein, Hofmeisters Studie zu kennen.

JULIA OBERTREIS (†)
Erlangen

JGO 71, 2023/2, 302–303

Denis A. Sdvizhkov

Pis'ma s Prusskoj voiny. Ljudi Rossijsko-imperatorskoj armii v 1758 godu

[Briefe aus dem Preußischen Krieg. Die Menschen der russischen kaiserlichen Armee im Jahr 1758]

Moskva: NLO, 2019. 685 S., 39 Abb. = Archivalia Rossica. ISBN: 978-5-4448-0925-9.

In the summer of 1758, in the third year of the conflict known to us as the Seven Years' War, a Russian army under the command of General William Fermor invaded Brandenburg from the east and laid siege to the fortress of Küstrin on the Oder River. Frederick the Great reacted quickly, marching from Silesia with part of his forces. Uniting with more Prussian troops arriving from Pomerania, the king crossed the Oder and outmaneuvered the bulk of the Russian troops, who were forced to accept battle with their backs to a marsh north of the village of Zorndorf (today Sarbinowo in Poland). Frederick expected an easy victory over the Russian "canailles" and ordered his men to give no quarter (pp. 73, 115, 199). Fought on August 25, the Battle of Zorndorf was bloody and inconclusive. After 12 hours of combat and with roughly a third of their soldiers killed or wounded, both armies remained in the field. A month or so after the battle, the Prussians intercepted a courier travelling from the Russian army to the court in St. Petersburg. In addition to official reports, the courier carried a stash of more than 100 private letters. The captured correspondence was immediately forwarded to Berlin where it was translated by Leonhard Euler, the famed Swiss mathematician and member of the Prussian and Russian Academies of Sciences. After the useful military information had been gleaned from the correspondence, several juicy excerpts were forwarded to friendly publishers in neutral countries as part of an ongoing propaganda war, as both Prussians and Russians claimed Zorndorf as their victory. As for the original letters, these were filed in the Prussian Privy State Archives where they lay until rediscovered by the author of the volume under review here.

The bulk of Sdvizhkov's book is an annotated edition of these captured letters. While written exclusively by commissioned officers, this is still a diverse group of sources. Letters from Fermor and his senior generals can be found alongside those of colonels, captains, and lieutenants, addressed to parents, spouses, siblings, friends, and benefactors. About 80 letters are in Russian, 6 letters were written by men of the Georgian Hussar Regiment (Euler could not translate these), and 20 by Baltic Germans – who were a prominent group in the Russian officer corps. The accompanying commentary cannot be praised more highly. Sdvizhkov identified nearly every individual mentioned in the letters, traced their life stories and career itineraries, and reconstructed networks of kinship, friendship, and patronage ranging from the imperial court to provincial gentry families (for instance, Letters 15–17 by Lieutenant Mukh'rotov). In addition to a wealth of prosopographical data, the Zorndorf letters also provide an outstanding resource for scholars of Russian literature and language. While studies of epistolary culture often focus on the writings of prominent *literati*, the captured correspondence offers a better cross section of Russia's educated strata of the mid-18th century, its culture and mentality. As noted by Sdvizhkov, the letters were produced during a transitional period: Muscovy is still alive in the style, vocabulary, and script of some letters, while others already show elements of gallant discourse and enlightened cosmopolitanism (pp. 30–35). Inter-

estingly, the Zorndorf correspondence demonstrates the cultural Germanification of foreigners in Russian service. For instance, General Fermor – a Russian-born son of a Scottish Jacobite – corresponds in German with Court Counsellor Ignazio Ludovico Rossi, a native of Ticino (Letter 89).

This said, the Zorndorf letters are, first and foremost, an important source for the history of the Seven Years' War. Those looking for a mass of new tactical details might initially be disappointed, as most correspondents already wrote home in the month after the battle. However, by that time they had had the opportunity to reflect on their experiences. The Russian officers are proud of having withstood a pitched battle on equal terms against the best army of the age led by Frederick the Great himself. But pride in the "victory" – as they called it (Letters 9–10, 27, 83, 93, 104) – was tempered by the shock about the length and brutality of the fighting. A sizeable number of officers openly asked their relatives at home to use connections to get them transferred out of active service (Letters 20–21, 29, 32, 54, 78, 82, 87). Nor did they hide the weaknesses of the Russian army: its abysmal supply system (Letters 3–4), poor tactical choices by some generals, and ultimately the total disciplinary breakdown in the second half of the battle – when drunk soldiers joined the Prussians in looting the luggage of the Russian officers (Letter 27).

Such frankness might have been risky if the letters were to fall into the wrong hands. One of the most fascinating things Sdvizhkov did was to compare the manuscripts of the captured letters with the truncated versions published by the pro-Prussian press later that fall. One such document is the dispatch of the Swedish liaison officer Major Fromholt Armfelt, the publication of which in the Berlin newspapers caused a furor in the Russian headquarters (p. 12). As it turns out, although he openly called Zorndorf a Prussian victory, and in spite being overtly critical of the Russian army, Armfelt's actual account of the battle is far more balanced (Letter 112). Prussian spin doctors removed several key passages referring to the ineffectiveness of the Prussian musketry, the success of the Russian bayonet charges, and – stunningly – the stellar performance of the Russian regular cavalry. Outnumbered two-to-one by the enemy, the poorly trained and badly mounted Russian horsemen charged with such desperate courage that they broke and chased off the field the elite squadrons of Friedrich Wilhelm von Seydlitz, one of the most impressive figures on the Frederician pantheon.

As I have made clear, Sdvizhkov's edition of the Zorndorf letters is exemplary, but this is not all the current volume offers. The letters and their commentary are preceded by an extensive introduction of over 200 pages. Following a short presentation of the discovery and fate of the letters up to the moment they landed in the Prussian archive, Sdvizhkov proceeds to contextualize their literary aspects. A historian of the Russian enlightenment, Sdvizhkov discusses the writing style of the letters, the different choice of wording made by their authors, and the fables, metaphors, and figures of speech they employed. This is followed by a history of the Zorndorf campaign, informed by Russian archival sources. In his attempt to reconstruct the chaotic battle, Sdvizhkov cross-references the captured letters with a large number of published eyewitness accounts, particularly Russian, which were not used in previous studies of the Seven Years' War. The introduction concludes with a wide-ranging social and cultural history of the Russian officer class of that period. As it makes numerous references to the same letters in a variety of different contexts, I would recommend to read the letters before reading the introduction, which is a fine work of scholarship in its own right.

JGO 71, 2023/2, 304–306

Claudia R. Jensen / Ingrid Maier / Stepan Shamin / Daniel C. Waugh

Russia's Theatrical Past. Court Entertainment in the Seventeenth Century

Bloomington: Indiana University Press, 2021. XV, 295 S., 14 Abb. ISBN: 978-0-253-05634-4.

In der Forschung über die Geschichte des russischen Hoftheaters im 17. Jahrhundert haben sich Claudia Jensen und Ingrid Maier bereits einen Namen gemacht. Mehrere Vorstudien zum Thema liegen vor, die wichtige neue Erkenntnisse zur frühesten Phase in der Entwicklung des Theaters in Russland hervorgebracht haben, darunter die jüngst von Norbert Angermann in dieser Zeitschrift besprochene Untersuchung *Pridvornyj teatr v Rossii XVII v. Novye istočniki* (Moskva 2016).

Unter der Mitwirkung von Stepan Shamin und Daniel C. Waugh haben Maier und Jensen nun eine Monographie in englischer Sprache publiziert, welche die Theatervorstellungen am Moskauer Hof im Detail unter die Lupe nimmt und dabei auch die Entwicklungen vor den ersten Aufführungen sowie die Nachwirkungen in der petrinischen Zeit beleuchtet. Der besondere Fokus liegt auf den frühen 1670er Jahren. Bei ihrer Untersuchung kultureller Wechselwirkungen auf dem europäischen Kontinent haben sich die Autorinnen vom Konzept des Intertheaters inspirieren lassen. Ursprünglich entwickelt von Historikerinnen und Historikern, die das frühneuzeitliche Theater des Westens untersucht haben, hilft es ihnen, den Import von westlichen Theater- und Musiktraditionen und deren Transformation im russischen Milieu zu etwas Neuem in einen gesamteuropäischen Kontext kultureller Interaktion einzuordnen.

Als Slavistinnen und Historiker mit sehr breiter sprachlicher Kompetenz vereinen die Verfasserinnen und Verfasser eine herausragende historiographische und linguistische Expertise. Entsprechend ist in ihre Studie nicht nur eine intensive Auseinandersetzung mit der gesamten Breite der westlichen und osteuropäischen Fachliteratur zum Thema eingeflossen, sondern auch ein intensives Studium von Quellen denkbar vielfältigster Provenienz. Das Spektrum der Quellentypen reicht von im bürokratischen Kontext entstandenen Schriften – darunter diplomatische Berichte und Dokumentationen zur Finanzierung von Mitwirkenden und Handwerkern sowie von Ausstattungsmaterialien und Musikinstrumenten für die Ausrichtung von Theateraufführungen –, über Reiseberichte ohne Kanzleischarakter und Zeitungsartikel bis hin zu künstlerischen Texten aus dem Umfeld der vorgestellten Bühnenstücke. Neben Handschriften in europäischen Bibliotheken haben die Autorinnen und Autoren Schätze in zahlreichen europäischen Archiven gehoben; unter den wichtigsten seien das Russländische Staatsarchiv für altes Schrifttum (RGADA) sowie die Reichsarchive in Stockholm und Kopenhagen genannt.

Die Publikation ist chronologisch aufgebaut und in sechs Kapitel unterteilt. Die Einführung lenkt zunächst den Blick auf die Netzwerke der Kommunikation, auf deren Grundlage kultureller Austausch stattfinden konnte. Neben der Post und dem Zeitungswesen waren es vor allem die Menschen, die im Austausch miteinander standen, Informationen verbreiteten und initiativ wurden. Hingewiesen wird hier auf die wichtige Mittlerrolle der Moskauer Ausländervorstadt, von Kaufleuten und Diplomaten sowie auf das russische Theaterpublikum, allen voran der Zarenhof und der Bojar Artamon Matveev, wobei sich der Kreis mit der Zeit erweitern sollte. Dass das Maß an Akzeptanz und Offenheit für Neuerungen sowie Initiative und Aktivität seitens des russischen Mi-

lieus von entscheidender Bedeutung für diese Form kultureller Interaktion war, zieht sich als roter Faden durch die Untersuchung.

Die beiden ersten Kapitel – „Court Music at Home and Abroad“ und „The Theater of Diplomacy“ – befassen sich mit den frühen Formen der Unterhaltung am russischen Hof. Sie belegen die wichtige Rolle der diplomatischen Kontakte: Russische Diplomaten erlebten die damals an westlichen Höfen übliche Unterhaltung und brachten ihre Eindrücke mit nach Hause. Die Autorinnen und Autoren führen hier bisher wenig beachtetes Quellenmaterial ein – darunter italienische Berichte über die Besuche von Unterhaltungsveranstaltungen an westlichen Höfen durch russische Diplomaten, deren eigene, in den Moskauer Kanzleien gesammelten Berichte sich über dieses „inoffizielle“ Programm meistens ausschwiegen. Ferner kommen in Moskau weilende Ausländer mit ihren Beobachtungen zu Wort. Von der kulturellen „Konfrontation“ zu Zeiten der *smuta* in Moskau abgesehen, können neben kulturellen Missverständnissen, die durch westliche Unterhaltungsformen in der russischen Wahrnehmung hervorgerufen wurden, doch bereits vereinzelte Aneignungen, Nachahmungen beobachtet werden. Man sieht den Moskauer Kreml darum bemüht, Musiker und Unterhaltungskünstler zur höfischen Repräsentation und zum eigenen Vergnügen zu rekrutieren.

Das dritte Kapitel „Introducing Pickleherring: The Origins of the Russian Court Theater“ und das vierte unter dem Titel „The Plays and ‚Ballets‘ for the Tsar“ stellen in komprimierter Form den Aufbau des Moskauer Hoftheaters in den Jahren 1672 bis 1676 vor, das den Beginn substanziellen kulturellen Einflusses markiert. Die Autorinnen und Autoren führen ihre bisherigen Studien zusammen und stützen sich auf umfangreiches russisches Quellenmaterial sowie auf Berichte in Briefen und Zeitungen von insbesondere nordeuropäischen Beobachtern des Geschehens in Moskau – Quellen, die den bisherigen Kenntnisstand erheblich erweitern. Im Fokus stehen vor allem die Theatertraditionslinien, die bei diesen Produktionen wirksam wurden. Deutlich wird der gesamteuropäische Kontext des Geschehens, das am 16. Februar 1672 seinen Auftakt nahm und bis zum Tod des Zaren Aleksej Michajlovič florieren sollte. Der Transfer der komischen Figur des Pickelherings verweist auf starke nordeuropäische, vor allem niederländische und deutsche Einflüsse in dieser Zeit. Initiatoren, Helfer, Akteure, Versuche der Anwerbung von Komödianten und Musikern, die Adaption und Realisierung der Bühnenstücke sowie Reaktionen auf die Aufführungen werden beleuchtet. Die wichtige Rolle der in Moskau ansässigen Ausländer sowie von Kaufleuten wird deutlich.

Das fünfte Kapitel konzentriert sich auf eine detaillierte Untersuchung des Bühnenstücks über die Geschichte Tamerlans, das erstmals kein biblisches Thema zum Inhalt hatte. Im Geist des Intertheater-Konzepts werden hier vielerlei denkbare Adaptionsmechanismen beleuchtet, die wiederum auf einen gesamteuropäischen Kontext verweisen und die weitere Forschung mit neuen Ansätzen inspirieren wollen. Das sechste Kapitel betrachtet die frühen Jahre des Zaren Peters des Großen, als es zur Wiederbelebung des Hoftheaters und zur Errichtung eines Theatergebäudes auf dem Roten Platz in Moskau durch eine deutsche Künstlertruppe kam. Wiederum erwies sich der diplomatische Austausch als entscheidend für die kulturelle Entwicklung. Diesem Ausblick und einer Zusammenfassung der wesentlichen Erkenntnisse schließt sich eine kurze Historiographie der Geschichte des russischen Theaters an.

Mit ihrer sehr anschaulichen, quellennahen Darstellung von hoher analytischer Überzeugungskraft leistet diese Studie einen wichtigen Beitrag zur Frage nach der Qualität und der Periodisierung des west-östlichen Kulturaustauschs. Es gelingt, die Entwicklung in Russland in den gesamteuropä-

ischen Kontext einzuordnen und neue Ansätze aufzuzeigen. Man möchte dieser Publikation eine breite Rezeption wünschen und ist auf weitere Studien der vier Autorinnen und Autoren gespannt.

SABINE DUMSCHAT

Berlin

JGO 71, 2023/2, 306–308

Andreas Kappeler

Vom Land der Kosaken zum Land der Bauern. Die Ukraine im Horizont des Westens vom 16. bis 19. Jahrhundert

Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 2020. 389 S., 47 Abb. ISBN: 978-3-205-21221-8.

On May 23, 2023, Russian President Vladimir Putin claimed, according to media reports, that an old map proves that Ukraine is not a real country. Such statements in the midst of full-scale war turn out to be almost a routine in the informational sphere. It provoked a series of memes on social media, but was not a surprise, considering Russian officials' regular use of historical excuses to legitimize the war.

Andreas Kappeler's book aims at counteracting such discourse. He is one of the leading experts in East European history, with major research fields of his being Ukrainian studies. Kappeler's latest book was published before the outbreak of the full-scale war and was aimed at a primarily Western audience, not the Russian government. It was, however, intended to counteract all sorts of historical speculations and demonstrate the existence of Ukraine and its people on Western mental maps long before Ukraine gained its independence in 1991.

Kappeler explains his purpose not in terms of Putin's aggression, but with reference to Western, and particularly German, ignorance about Ukraine and its history. He quotes the former German Chancellor, Helmut Schmidt, who expressed in March 2014, shortly after Russia's annexation of the Crimea, doubt of Ukraine as a nation (p. 11). Kappeler, as a historian, decisively objects to this view and affirms that Ukraine has a long history and, already in the early modern period, had a firm place on mental maps of Europe. The objective of his book is to prove this statement based on travelogues, maps, historical treatises, encyclopedias, and various other sources. It is a fundamental, well-researched historical study, with detailed analyses of sources and methodological insights. Chronologically, the monograph encompasses the period between the 16th and mid-19th centuries.

Kappeler's intention is not new in East European studies. The book is mostly based on the works of Ukrainian colleagues, some written already at the beginning of the 20th century. Kappeler mentions several of them in the monograph's historiographical review section (like the publications of D. Nalyvaiko, Iu. Mytsyk, V. Sichyns'kyi), but in limited detail. This part could be extended considerably to include recent publications from Ukraine, as well as new Western studies on Ukraine in cartography (i. e., of S. Seegel) or on the roots of historical mythology.

Methodologically, Kappeler dwells upon the heuristic instrument of studying mental mapping. He opts for the concept of "inventing Eastern Europe" suggested by Larry Wolff, but argues in the

Ukrainian case for an earlier chronological framework. The Ukrainian lands were present in the West European imagination already in the 16th century, not starting from the period of Enlightenment. To support this thesis, Kappeler analyses published materials from the German lands, France, Italy, and Great Britain, leaving much else – most importantly, the Netherlands and Sweden.

The book is chronologically structured, according to four periods in “discovering Ukraine” by Western readers. Kappeler divides this process into the 16th and first half of the 17th century until the outbreak of the Cossack wars; the second half of the 17th century (the Cossack period); the 18th century, when the Russian Empire became decisive in learning about the Ukrainian lands; and, finally, from mid-18th until the mid-19th century, when Ukraine was seen as a land of peasants. These four chapters are enhanced by the fifth part of the monograph, which deals with the depiction of Ukraine in Western literature and culture in the early 19th century. This chronological span delineates the transformation of Ukraine’s image from “the land of Cossacks to the land of peasants” (p. 20). This image is expanded by yet another dichotomy: that Ukraine was first seen “through the Polish lens,” and since the mid-18th century through the Russian one. In a way, the aim of the book is to overcome both shadows in order for Ukraine to occupy its own place on contemporary Western mental maps.

Kappeler manages to fulfil this task. In the first chapter, he accurately traces the mention of the Ukrainian lands in the publications of early modern chroniclers (like Maciej Miechowski), diplomats (Sigismund von Herberstein), and cartographers (Tomasz Makowski) to differentiate between names for the territory, descriptions of its lands, and its multireligious population. These chronicles mark first the earliest mentions of Ukrainian Cossacks in books, leaflets, and newspapers. Unfortunately, Kappeler omits key maps, like the famous *Radziwiłł map* by Tomasz Makowski (1613/1615), analysed rather in another context (pp. 51–53). This particular map also contains a cartouche with the Latin description of Ukrainian Cossacks as warriors and robbers.

The Khmelnytsky Uprising of the mid-17th century put the Cossacks on the international scene. The reception of these events by Western commentators is the subject of the second chapter. In special focus is the famous *Description of Ukraine* by Guillaume le Vasseur de Beauplan. Kappeler’s analysis brings little new to the general knowledge of this work but places it in the context of the extensive knowledge of Ukraine on cognitive maps of 17th-century Europe. Kappeler also mentions the works of Pierre Chevalier, Maiolino Bisaccioni, and Alberto Vimina on Cossack wars against the Polish-Lithuanian Commonwealth, as well as Nathan Hannover’s well-known book, *Abyss of Despair*, that offers a view on the Khmelnytsky Uprising from the Jewish perspective.

At the beginning of the 18th century, the interest in Ukraine was determined mostly by the position of Russia on the international scene. Kappeler deals with this period in the third chapter, focusing primarily on the image of the Cossack Hetman Ivan Mazepa. He notes that the question of whether Mazepa was a betrayer of the Russian Emperor or a fighter for Ukrainian independence confounded the minds of Western observers, including that of Voltaire.

Mazepa’s story is enriched in this chapter by descriptions of Ukraine in encyclopedias of that time, and, of course, by the first two Western works on Ukrainian history, written by Jean-Benoît Schérer and Johann Christian Engel. Both authors are well known to the Ukrainian audience; the only modern translation of Engel’s *History of Ukraine* was released in Kharkiv in 2014. But during their lifetime, their publications were mostly spread among historians (including Russian ones) and less among the general public. The interest in Ukraine at this time generally decreased (p. 193).

The fourth chapter marks the transition from the image of Ukraine as a land of Cossacks to one of peasants in the mid-18th century. Kappeler correctly connects this shift with the writings of Johann Gottfried Herder and other travelogues. One of the most impressive subchapters of the book is devoted to the false travelogue of "Joseph Marshall" that for the first time mentions Ukraine in a title (pp. 204–205).

The last, fifth chapter deals with the image of Ukraine and Ukrainians in Western literature and the arts. This notably features the figures of Mazepa and other Cossacks, but also descriptions of "poetic Ukraine," a land of beautiful songs and rich nature. The reception of Shevchenko and Hohol's writings marked, according to Kappeler, milestones in the popularization of knowledge about Ukrainian language, folklore, and literature. This "land of milk and honey" was part of the general Romantic view of Eastern Europe.

In sum, Kappeler's book is a useful source of knowledge about Western perceptions of Ukraine in early modern and modern European history. It would be well suited to university curricula. It will also be helpful to those politicians and decision-makers who have in the past been forced to pose the question: "What is Ukraine?"

LILIYA BEREZHNYAYA

Münster/Vienna

JGO 71, 2023/2, 308–310

Anthony J. Amato

The Carpathians, the Hutsuls, and Ukraine. An Environmental History

Lanham, MD: Rowman & Littlefield, 2021. XIV, 469 S., 54 Abb., 11 Tab. ISBN: 978-1-7936-0835-2.

Die Beziehungen zwischen Gebirge und seinen Bewohnern herauszuarbeiten, und zwar aus einer „unmissverständlich materialistischen“ Perspektive (S. 5), ist das Ziel dieser Studie. Bei dem Gebirge handelt es sich um die Karpaten, bei den Menschen um die Huzulen, eine griechisch-katholische, rusinisch-sprachige Bevölkerung im bergigen Grenzgebiet zwischen der Ukraine, Rumänien und Polen. Ihr Siedlungsgebiet ist unwegsam und war lange Zeit kaum von moderner Infrastruktur erschlossen. Im 19. Jahrhundert, aber auch danach, wurde diese stark bewaldete, schroffe Gegend als „wilde Berge“ (S. 5) beschrieben, als von der Zivilisation unberührter Ort. Die Huzulen tauchten in damaligen Schilderungen entweder als „halbe Wilde“ (S. 5) oder von der Moderne noch unverdorben ursprüngliche Bauern auf. Doch jenseits dieser klischeehaften Repräsentationen geht es dem Autor, ein Geograf an der Southwest Minnesota State University, in seiner Studie vor allem um die Tatsache, dass in dem Gebirgsmilieu die Kräfte der Natur von besonderer Bedeutung für die Menschen waren, dass „non-human entities“ (S. 5) Akteurskraft hatten.

Im Fokus des Buches stehen sieben huzulische Dörfer in Galizien zwischen dem Fluss Pruth im Norden und der heutigen Grenze zwischen der Ukraine und Rumänien im Süden. Warum genau diese „Bioregion“ im Vordergrund steht, erörtert der Autor nicht. Insofern wird das Buch jene, die

aufgrund des Titels auf eine Umweltgeschichte der Karpaten insgesamt gehofft haben, enttäuschen. Warum die Ukraine im Titel genannt wird, ist unklar und hat wohl mehr mit den Marketingstrategien des Verlags als mit dem Inhalt des Buches zu tun. Der Untersuchungsraum ist daher eng, was den (potentiellen) Vorteil großer Dichte hat. Dafür behandelt der Autor einen langen Zeitraum, von 1848 (Aufhebung der Grundherrschaft) bis 1939 (als Wendezeit, die in der sowjetischen Kollektivierung endete). Mithin handelt es sich um die Geschichte eines Grenzraums. Leider wird die lokale Geschichte wenig in den übergeordneten staatspolitischen Kontext eingebettet, so dass die Bedeutung der Zäsuren – und hier vor allem des Herrschaftswechsels von Österreich zu Polen – unklar bleibt. Die Karte auf S. 8, welche die unterschiedlichen Grenzverläufe zeigt, stellt keinen Höhepunkt der Kartografie dar.

Die zehn Kapitel des Buches sind problemorientiert strukturiert. Es beginnt mit einer Diskussion der Versuche, die Region durch Karten und – nach der Inkorporation der Region in das Habsburgerreich – den Kataster lesbar zu machen. Eine wirkliche Fragestellung weist das Kapitel aber nicht auf, es mäandert von historischer Karte zu Karte. Kapitel 2 beschreibt die Siedlungsgeschichte sowie die diversen inneren und äußeren Grenzen, welche die Region geprägt haben. Zu den wichtigen Befunden gehört hier die Herausarbeitung eines ausgesprochen fragmentierten Landbesitzmusters in den untersuchten Dörfern. Kapitel 3 stellt den Einfluss der Gebirgsumwelt auf die Wirtschaftsweise der Huzulen dar und zeigt u. a., dass – ähnlich wie in vergleichbaren Gebirgen – der Schwerpunkt der Landwirtschaft auf Viehzucht lag, da das ackerbaulich nutzbare Land ausgesprochen knapp war. Kapitel 4 widmet sich dem Wald, der diese Region weitflächig bedeckte, und seiner Nutzung für die Holzwirtschaft, aber auch als Weide. Aufgrund dieser Formen der Ausbeutung der Ressource Wald kam es zu einer signifikanten Entwaldung, die durch Bewaldungsinitiativen während der sowjetischen Zeit partiell rückgängig gemacht wurde. Kapitel 5 beschreibt detailliert Fauna und Flora der Region, wie diese mit dem Menschen interagierten und wie die Natur durch die land- und holzwirtschaftliche Nutzung verändert wurde. In diesen Kapiteln liegt der Schwerpunkt auf dem Naturraum; dazu gehört eigentlich auch Kapitel 8, das die Bedeutung des Flusssystems der Karpaten für die Herausbildung des Siedlungsmusters hervorhebt. Zudem spielten Flüsse eine zentrale Rolle für den Abtransport des gefällten Holzes.

Kapitel 6, 7 und 9 stellen gewissermaßen den gesellschaftshistorischen Teil des Buches dar. Kapitel 6 bietet eine interessante, archivbasierte Darstellung der Debatten darüber, wie die Aufhebung der Grundherrschaft implementiert werden sollte (1848). Über Jahrzehnte zog sich der Konflikt zwischen Bauern und ehemaligen Grundherren über Fragen des Eigentums und der Waldnutzung sowie andere Themen hin, während gleichzeitig der Staat an Steuerungskapazität gewann. Es wird deutlich, dass die Aufhebung des Feudalismus in einem Anwachsen der Bürokratie ebenso wie in bäuerlicher Agency resultierte. Kapitel 7 stellt die Wirtschaftsweise der betrachteten Huzulen dar; die meisten von ihnen waren Kleinbauern, die aber aufgrund der limitierten Möglichkeiten für Landwirtschaft auf Extraeinkommen angewiesen waren, etwa als Holzfäller und Arbeitsmigranten. Die Hofgröße habe, so der Autor, im Untersuchungszeitraum stark abgenommen (S. 246), wobei Amato dies leider weder konkretisiert noch die Ursachen hierfür erklärt. In den 1930er Jahren hatte sich die ökonomische Situation gegenüber den 1840er Jahren jedenfalls deutlich verändert, obwohl die Region noch immer recht isoliert war. Kapitel 9 schließlich analysiert die Haushalte und ihre Formierung. Laut dem Autor gab es eine direkte Korrelation zwischen Haushaltsgröße und verfügbarem Land, der Funktionsmechanismus bleibt jedoch unklar. Das Erbmuster basierte auf Ultimogenitur, wurde aber

durchaus flexibel gehandhabt. Das abschließende Kapitel 10 widmet sich nochmals der Ebene der Repräsentationen und betont, dass die Bevölkerung der Region vor allem über den Bezug zum „wild“ oder auch „idyllischen“ Naturraum wahrgenommen und abgebildet wurde.

Wie die Schlussfolgerungen deutlich machen, handelte es sich bei diesem Ausschnitt der Karpaten nicht um ein geschlossenes Ökosystem. Die Kräfte der Natur waren bedeutungsvoll dafür, wie die Menschen ihre Gemeinschaften und ihr Leben organisierten, und gleichzeitig transformierten die Menschen damit den Naturraum. Der Autor schlägt den Begriff „co-creation“ für diesen Zusammenhang vor. Die Karpaten seien ein „Palimpsest“ der unterschiedlichen ökologischen Ordnungen, die verschiedene Siedler etabliert haben und die jeweils ineinanderwirkten (S. 405).

Wie diese kurze Übersicht über die in Amatos Studie behandelten Themen andeutet, präsentiert der Autor eine Vielzahl interessanter Einsichten, die sich zu einem lebhaften Porträt der Gebirgsgesellschaft akkumulieren. Allerdings entsteht daraus kein kohärentes Narrativ – zu sprunghaft geht es von Thema zu Thema, Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt und manchmal wieder zurück. Dieses Defizit rührt vor allem von der Absenz analytischer Fragestellungen sowie der mangelnden Einbettung in die vergleichende Literatur zur Umweltgeschichte von Gebirgsregionen her. Denn viele der ökonomischen und sozialen Praktiken, die Amato bei den Huzulen ausmacht, lassen sich auch anderswo beobachten, haben also mit den ökologischen Rahmenbedingungen zu tun. Durch den Vergleich mit anderen Gebirgen, vor allem den gut erforschten sowie topografisch-klimatisch ähnlichen Alpen, hätten sich die Spezifika der Huzulendörfer viel besser herausarbeiten lassen. Auch bei der Diskussion der Haushaltsstrukturen fällt auf, dass der Autor nicht auf die familienhistorische Literatur und ihre Systematik Bezug nimmt.

Insofern handelt es sich beim vorliegenden Buch um eine zwar interessante, doch etwas unsystematische Abhandlung, die viele wichtige Prozesse und Phänomene an den Tag fördert, sie aber nicht zu einer Geschichte des (umwelt)historischen Wandels verdichtet. Es bleibt mithin noch Platz für Ambitionen, eine umfassende Ökogeschichte der Karpaten zu schreiben.

ULF BRUNNBAUER
Regensburg

JGO 71, 2023/2, 310–313

Katrin Steffen

Blut und Metall. Die transnationalen Wissensräume von Ludwik Hirszfeld und Jan Czochralski im 20. Jahrhundert

Göttingen: Wallstein, 2021. 568 S., 11 Abb. ISBN: 978-3-8353-5013-7.

Die transnationale Geschichte des östlichen Europas wird rege erforscht. Dass dies auch in der allgemeinen Geschichtswissenschaft wahrgenommen wird, liegt u. a. an solch inspirierenden Studien wie sie Katrin Steffen vorgelegt hat. Ihre Doppelbiografie der beiden polnischen Wissenschaftler Ludwik Hirszfeld und Jan Czochralski wurde 2019 als Habilitationsschrift an der Universität Halle-Wittenberg angenommen. Die nun vorgelegte Monografie basiert auf einem breiten Quellenkorpus

aus über 30 Archiven in Polen, Deutschland, den USA, der Schweiz und Israel sowie umfänglich ausgewerteter zeitgenössischer Publizistik.

Die Arbeit belegt, wie aufschlussreich die Untersuchung von transnationalen Experten nicht nur für die Wissen(schaft)s-geschichte, sondern für die Geschichte des 20. Jahrhunderts insgesamt ist. Denn Steffen liefert weit mehr als eine Beschreibung der transnationalen Wissensräume von zwei Forschern, die in ihren Disziplinen – der Serologie und Metallkunde – international führend waren. Das Wirken von Hirszfeld und Czochralski wird in lokalen Wissenskulturen, imperialen und nationalen Wissenschaftslandschaften, in transnationalen Forschungsnetzwerken, internationalen Fachverbänden und in der globalen Zirkulation des jeweiligen Fachwissens kontextualisiert. Die verflochtenen wissensbezogenen Handlungsräume werden aber zugleich mit den imperialen und nationalstaatlichen Ordnungen verbunden, in denen die beiden Akteure lebten. Das Verhältnis von Wissenschaft und Nation bzw. Nationalstaat ist berührt, wenn Hirszfelds und Czochralskis grenzüberschreitende Wissensräume als „Herausforderung des Prinzips der Territorialität“ (S. 508, auch S. 335) dargestellt werden, was nach dem Ersten Weltkrieg im wiederentstandenen polnischen Staat durchaus mit Risiken und Unsicherheiten verbunden war.

Damit ist bereits ein zentrales Ergebnis der Studie benannt. Katrin Steffen arbeitet heraus, dass Transnationalität und Nationalisierung eng verflochten waren, indem sie Akteure wie Hirszfeld und Czochralski, die beides lebten, im Spannungsfeld von transnationalen Wissensräumen und sich nationalisierender politischer Ordnung positioniert. Zudem gibt uns die Autorin mit den zäsur- und grenzüberschreitenden Lebensgeschichten tiefe Einblicke in Handlungsmöglichkeiten und -grenzen von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen in verschiedenen politischen Ordnungen. Sie verdeutlicht dabei, dass die „vermeintlich harte[n] Epochengrenzen von 1918 und 1945“ (S. 508) von Kontinuität sowie von Umbruch geprägt waren.

Das Buch ist in acht Kapitel gegliedert, von denen fünf chronologisch die Lebenswege der beiden Akteure beschreiben und eines deren Rezeption gewidmet ist. In der Einleitung stellt uns die Autorin den Metallforscher und Pionier der Halbleiterstudien Jan Czochralski (1885–1953) sowie den Mediziner Ludwik Hirszfeld (1884–1954) vor, der mit seinen Studien zu Blutgruppen die Seroanthropologie begründet hat. Beide gelten heute in Polen als nationale Symbole. Hier setzt Steffen an und entwickelt ihre Perspektive, die sich gegen das „identitätsstiftende Potential [von Biographien – KCN] für die Nationalgeschichte“ (S. 14) wendet: „Wie die transnationale Geschichte ihre Gegenstände der nationalen Geschichtsschreibung entzieht, so sollen auch Hirszfelds und Czochralskis Lebensläufe eher an Fragestellungen als an Territorien ausgerichtet werden.“ (S. 28)

Es ist ein breites Themenspektrum, das Steffen aufspannt, mit Fragen, die auf Netzwerke, Prozesse, Übersetzungen, Institutionen, Zirkulationen und Mobilitäten zielen. Das analytische Potential einer Doppelbiographie von Akteuren, die sich vermutlich nie begegnet sind, wird dennoch schnell klar. Denn ihre Lebenswege verliefen lange in ähnlichen Bahnen. Beide etablierten sich als Wissenschaftler und öffentliche Experten, die Politik und Industrie beraten haben. Für beide bot die Zweite Polnische Republik, in die sie aus Anstellungen im Deutschen Kaiserreich bzw. in der Weimarer Republik zurückkehrten, neue Handlungs- und Wissensräume. Doch mit Beginn des Zweiten Weltkrieges drifteten die Biographien auseinander. Jan Czochralski führte unter der deutschen Besatzung eine relativ ungefährdete Existenz und konnte weiter an der Technischen Hochschule Warschau arbeiten, wurde aber nach 1945 der Kollaboration angeklagt und verlor alle Ämter. Ludwik Hirszfeld dagegen wurde aus dem Staatlichen Hygieneinstitut entlassen, musste in das Warschauer Ghetto

umsiedeln, von wo ihm die Flucht gelang. Nach Kriegsende konnte er seine akademische Laufbahn als internationaler Spitzenforscher fortsetzen. Es ist diese Verbindung von ähnlichen und höchst unterschiedlichen Lebensläufen, die es Steffen erlaubt, die Möglichkeiten und Grenzen transnationaler Akteure in den sich wandelnden politischen Ordnungen zu rekonstruieren.

Bereits im ersten Kapitel, welches die akademische Ausbildung in Deutschland beschreibt, wird eine weitere Stärke des Buches deutlich. Durchgängig sind nicht nur die einzelnen Lebensstationen und Schaffensperioden beschrieben, sondern auch die akademischen Institutionen, die Wissenschaftsorte und -landschaften sowie die gesellschaftlich-politischen Umfelder, in denen Czochralski und Hirszfeld agierten.

Danach folgen wir den Protagonisten in Labore und Denkkollektive in Heidelberg, Zürich und Berlin, lernen Mentoren kennen und sehen, wie beide noch vor dem Ersten Weltkrieg Netzwerke aufbauten. Ausführlich diskutiert Steffen, wie der Krieg zur Professionalisierung und Politisierung der jeweiligen Disziplinen beitrug, in denen sich die beiden etablierten. Für den Metallfachmann eröffneten sich Verbindungen in die Rüstungsindustrie, für den Mediziner neue „Laborbedingungen“ für die Impfstoffforschung angesichts der grassierenden Krankheiten in den Kriegsgefangenlagern. Je anwendungsorientierter ihre Forschung wurde, desto leichter stiegen sie akademisch auf.

Das Kapitel „Transferieren, aufbauen und übersetzen“ ist mit über 200 Seiten das Kernstück des Buches. Hier rekonstruiert Katrin Steffen, wie sich die Verflechtung und Zirkulation von Wissen nach 1918 veränderte. Vier Schwerpunkte sind ausgewählt: der Transfer von im Krieg generiertem Wissen aus militärischen Zusammenhängen in zivile Kontexte; der „Möglichkeits- und Übergangsraum vom Imperium zum Nationalstaat“; der Wandel transnational gewonnenen Wissens im nationalstaatlichen Raum sowie das Verhältnis von nationalen und internationalen epistemischen Gemeinschaften. Czochralski wie Hirszfeld stellten sich engagiert in den Dienst des neuen Staates, weil sie ihre Disziplinen – die Medizin, die Eugenik, die Bakteriologie bzw. die Technikwissenschaft – als Leitwissenschaften ansahen. Der postimperiale Staat wiederum brauchte Expertenwissen, das an den Schnittstellen von Wissenschaft, Militär und Wirtschaft entstanden war. So folgen wir den beiden Akteuren in ihren Beiträgen zum Aufbau des polnischen Staates. Doch die Erzählung verengt sich nicht auf nationalisierende Dynamiken. Es wird auch gezeigt, wie das in Deutschland produzierte Wissen unter den Anforderungen des neuen Staates an lokale Wissensbestände angepasst wurde, was ebenso Übersetzungsleistungen erforderte wie die weitere transnationale Zirkulation des einmal lokalisierten Wissens.

Das Kapitel „Agieren, verlieren und weiterleben“ behandelt die Zeit der deutschen Okkupation, vor allem deren Folgen für das wissenschaftliche Leben in Warschau, in dem Czochralski wie Hirszfeld federführend waren. Hier arbeitet die Autorin mit dem Konzept „Eigensinn“ (A. Lüdtke), um trotz der nunmehr divergierenden Lebensläufe für beide Akteure Möglichkeiten und Grenzen des Handelns unter Ausnahmebedingungen zu rekonstruieren. Es gelingt, Czochralski nicht allein als „Kollaborateur“ und Hirszfeld nicht nur als „Widerstandskämpfer“ zu verstehen, sondern die inneren und äußeren Konflikte nachzuvollziehen, die beide in diesen Jahren durchlebten. Facetten einer neuen Normalität im wissenschaftlichen Alltag, schwierige Kompromisse und sich wieder wandelnde Wissensräume werden ebenso verständlich wie Unterschiede zur kriegsrelevanten Wissensproduktion während des Ersten Weltkrieges.

Die letzten beiden Kapitel „Neu anfangen, absteigen, aufsteigen“ sowie „Vergessen, erinnern, wiederaneignen“ stehen in engem Zusammenhang. Sie verbinden den Ausschluss aus der Wissen-

schaft und dem öffentlichen Leben im Fall von Czochralski, und die Fortsetzung der Karriere im Fall von Hirszfeld. Von diesem gravierenden Unterscheid war auch die posthume Rezeption der beiden Wissenschaftler geprägt.

Die argumentativen Stärken des Buches sind bereits geschildert. Narrativ überzeugt der Wechsel zwischen konkreten Orten der Forschung, städtischen, imperialen und nationalen Wissenskontexten sowie den Räumen grenzüberschreitender Wissenszirkulation. Das Buch in Gänze zu lesen, erfordert Zeit und Konzentration. Die gute Gliederung ermöglicht es auszuwählen, denn Hirszfelds und Czochralskis Biographien sind jeweils separat dargestellt und die Unterkapitel, die über die Biographien hinausführen, als solche ausgewiesen. Auch aus diesem Grund sei die Studie keineswegs nur Wissen(schaft)shistorikerinnen und -historikern empfohlen, sondern allen, die Transnationalisierung und Nationalisierung als hochgradig verflochtene Phänomene verstehen wollen.

KATJA CASTRYCK-NAUMANN

Leipzig

JGO 71, 2023/2, 313–315

Jana Osterkamp

Vielfalt ordnen. Das föderale Europa der Habsburgermonarchie (Vormärz bis 1918)

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2020. 531 S., 20 Abb., 10 Tab. = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 141. ISBN: 978-3-525-37093-3.

Die Monographie von Jana Osterkamp erzählt die neuere Geschichte der Habsburgermonarchie als Föderalismusgeschichte. Föderalismus wird als politische Ideengeschichte und als Praxis aufgefasst und das Werk verbindet das Thema mit anderen traditionsreichen Themen der Habsburgerforschung, wie der Geschichte der modernen Staatlichkeit, imperialer Politik und politischer Teilhabe. Die klassische Geschichtserzählung weist dem Habsburgerkonglomerat keine föderale Struktur zu; ihre irreguläre Staatsform wird als halbfertige Übergangsform zwischen Bundesstaat und Staatenbund gedeutet. Diese Mischform sei das Ergebnis einer unebenen Transformation, in welcher die einzelnen Glieder des zusammengesetzten Staates mit unterschiedlicher Geschwindigkeit unterschiedliche Souveränitätsgrade entwickelten.

Inspiziert von neueren Ansätzen der Föderalismusforschung entkoppelt das Buch die Analyse der föderalen Praktiken von der Bedingung der politischen Souveränität. Stattdessen analysiert es diese anhand der Kooperation potenziell gleichberechtigter und solidarischer politischer Akteure, die ihr Handeln auf zentralen, regionalen und lokalen Verwaltungsebenen entfalten. Hieraus ergeben sich auch die zentralen Fragen der Monographie: Wie wandelten sich Herrschaftsbereiche, Staatsaufgaben und Staatsressourcen seit dem Vormärz und wie verteilten sie sich auf Monarchen, Gesamtstaat, intermediäre Ebenen (Dualismus) und auf die Kronländer? Welche Rolle spielten soziale und politische Zugehörigkeiten in der Ausprägung der föderalen Praxis? Zwei historische Beispiele illustrieren die Fragestellung, auf die die Analyse wiederholt zurückgreift.

Das erste ist eine allegorische Darstellung der Monarchie als Staatsschiff aus dem Jahr 1848, mit einer Abbildung von Kaiser Franz Joseph I. als Kapitän und den Ländern der Monarchie als ihn umgebende Frauengestalten in einer gemeinsamen Barke. Das Bild veranschaulicht die Frage nach dem Ordnungsprinzip der sozialen und politischen Vielfalt des Staates. Föderalismus ist eines der möglichen Ordnungsprinzipien, das gesellschaftliche, kulturelle, ethnische, konfessionelle und regionale Vielfalt auf mehreren Staatsebenen aushandelt und prinzipiell durch breite gesellschaftliche Anerkennung legitimiert.

Das andere Beispiel ist das Völkermanifest des letzten Habsburger Kaisers Karl I. aus dem Jahr 1918, kurz vor dem Zusammenbruch der Monarchie. Das Manifest, das nie Realität wurde, zeigt die Modelle zukünftiger habsburgischer Föderalisten in ihrer Unvollkommenheit. So sollte die Monarchie in einen Nationalitätenbundesstaat umgewandelt werden, unter Beachtung der Prinzipien des Dualismus. Darüber hinaus sollte in Cisleithanien der Kronländerföderalismus bekräftigt und die nicht-territoriale Personenautonomie bestätigt werden. Ausgehend von der zeitgenössischen Kritik an Karls Modell stellt Osterkamp die Kernfrage der Monographie: Wie wurde Föderalismus in der gesamten Monarchie vorgestellt sowie praktiziert, und wo stieß die Praxis an Grenzen?

Die Autorin sieht den Verwaltungsföderalismus in Cisleithanien als die eigentliche Form des praktizierten Föderalismus an und stellt ihn im Kontext des Dualismus, des Vielvölkerföderalismus, der regionalen Sonderrechte (in Böhmen, Tirol und Galizien) und der nicht-territorialen Personalautonomie in einzelnen Kronländern ab 1905 dar. Sie analysiert den Verwaltungsföderalismus als Folge der Ausbildung von Territorialität auf Länder- und Gesamtstaatsebene, also der Etablierung der Regierungskontrolle über die Staatsressourcen, und die Aushandlung ihrer Verteilung auf zentraler, lokaler und intermediärer Ebene. Wie selbständig waren die Länder gegenüber der Zentralregierung und inwiefern traten sie als loyale Solidargemeinschaft auf? Die Verwaltungspraktiken des Vormärz und der neoabsolutistischen Zeit werden als Vorgeschichte dieses späten Verwaltungsföderalismus angesehen, in denen allerdings keine der Bedingungen des Föderalismus erfüllt wurden. Es fand jedoch eine Territorialisierung und „Durchstaatlichung“ der Kronländer sowie eine Ausdifferenzierung der Staatsaufgaben auf mehreren Ebenen statt, worauf sich dann der Verwaltungsföderalismus nach 1867 aufbaute.

Mit großer Synthesekraft analysiert die Monographie die Kontinuitäten und Brüche in der Herausbildung der föderalen Praktiken seit 1848 und erforscht auch die Hindernisse föderalistischer Kooperationen. Diese ergaben sich aus der Geschichte der zusammengesetzten Staatlichkeit und sozialen Heterogenität. Die Vielfalt und Konkurrenzen der sich herausbildenden politischen Loyalitäten stellte dabei das wichtigste Hindernis dar, die weder die Person des Kaisers noch die Struktur des Staates erfolgreich integrieren konnte. Eine andere Grenze bildete die imperiale Politik selbst, die regionale und gesellschaftliche Integration langfristig verhinderte. Für die demokratischen Defizite trugen auch die Eliten der beiden Reichshälften die Verantwortung.

Das Herzstück des Buches ist die innovative Darstellung des Handelns der Kronländer Cisleithaniens in den Bereichen Bildungs-, Agrar- sowie Gesundheits- und Sozialpolitik. Sie entwickelten ihre autonome „Staatstätigkeit“ in diesen modernen Politikfeldern mit unterschiedlicher Selbständigkeit gegenüber den Zentralbehörden und Institutionen aus Wien (S. 297). Zusätzlich zur vertikalen Herrschaftsteilung in diesen Bereichen schufen sie auch horizontale Kooperationen, wenn es um die Kostenverteilung ging. Das nachfolgende Kapitel über die Aushandlung der „föderalen“ Finanzordnung des dualistischen k. u. k. Staates zeigt nochmals exemplarisch die Natur des Födera-

lismus à la Habsburg als eine „Skala politischen Zusammenwirkens [...], die von Konkurrenz und Wettbewerb über Koordination und Kooperation bis hin zu solidarischem Zusammenhalt reicht“ (S. 340). In dieses Zusammenspiel war Ungarn, der große Gegenspieler, nur bis zur Sicherung der gemeinsamen wirtschaftlichen und militärischen Interessen eingebunden, eine vertiefte Kooperation der beiden Reichsteile wurde „nicht erwünscht.“ Ungarische Föderalismuspläne werden vielleicht wegen dieser Außenseiterrolle im Staatsgefüge nicht detaillierter analysiert.

Das Buch zeigt die Dynamik des Habsburgerstaates als ein mehrstufiges Herrschaftssystem mit zunehmenden föderalen Zügen. Es zeigt überzeugend vor allem die böhmisch-österreichischen Länder als Laboratorium der Ideen und Praktiken des Föderalismus à la Habsburg.

BORBALA ZSUZSANNA TÖRÖK

Wien

JGO 71, 2023/2, 315–317

Robert Kindler

Robbenreich. Russland und die Grenzen der Macht am Nordpazifik

Hamburg: Hamburger Edition, 2022. 460 S., 11 Abb., 4 Ktn. ISBN: 978-3-86854-359-9.

In seiner anschaulich geschriebenen Habilitationsschrift widmet sich Robert Kindler dem äußersten östlichen Rand des Russländischen Reiches bzw. der Sowjetunion in der Zeit von 1867 bis in die 1930er Jahre, also nach dem Verkauf der russischen Kolonie in Alaska an die USA. Es geht ihm dabei hauptsächlich um die vor Kamtschatka im Nordpazifik gelegenen russischen Kommandeurinseln. Aber auch die vor Alaska liegenden, ab 1867 amerikanischen Pribilof-Inseln und die unweit von der Insel Sachalin gelegene kleine Tjuleni-Insel, die von 1905 bis 1945 zu Japan gehörte, spielen eine wichtige Rolle in seiner Arbeit. Im ausgehenden 19. Jahrhundert erlangten die Inseln Bedeutung, weil auf ihr große Kolonien von Seebären – in der Literatur stets verkürzt als Robben bezeichnet – lebten. Robbenfelle waren in dieser Zeit sowohl in Europa als auch in Nordamerika sehr beliebt und erzielten gute Preise. Wie wichtig die Robbenjagd am Ausgang des 19. Jahrhunderts für den nordpazifischen Raum war, zeigt u. a., dass neben Jack London auch Rudyard Kipling Novellen über sie veröffentlicht haben. Bis in die Sowjetzeit hinein hielt diese Nachfrage an und zwang die russische bzw. sowjetische Führung dazu, sich mit der Frage des Schutzes der Robbenkolonien beschäftigen zu müssen.

Dabei entwickelten sich die Vereinigten Staaten von Amerika vom einstigen Konkurrenten zum Geschäftspartner, weil sich die USA auf den Pribilof-Inseln vor ganz ähnliche Probleme gestellt sahen. Außerdem hatte die amerikanische Alaska Commercial Compagny (ACC) das Recht zur Ausbeutung der russischen Robbenkolonien auf Jahrzehnte erworben. Zur größten Konkurrenz der Russen und Amerikaner wurden zunächst britische bzw. kanadische Fangschiffe, die auf hoher See auf Robbenjagd gingen, also die sogenannte pelagische Jagd praktizierten. Später hatte vor allem Russland verstärkt mit japanischen Übergriffen auf seine Seegebiete und Robbenkolonien zu kämpfen.

Kindler legt das Hauptaugenmerk seiner Studie auf die fragmentierte russische Autorität im Nordpazifik gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als es dem Russländischen Reich wiederholt nicht gelang, seine eigenen ökonomischen und imperialen Interessen zu schützen. Er schließt damit zeitlich an die Studien von Martina Winkler (*Das Imperium und die Seeotter. Die Expansion Russlands in den nordpazifischen Raum, 1700–1867*. Göttingen 2016) und Ilya Vinokovetsky (*Russian America. An Overseas Colony of a Continental Empire, 1804–1867*. Oxford 2011) an, die sich auf die Ausdehnung des russischen Imperiums im Nordpazifik und das Schicksal der russischen Kolonie in Alaska bis zu deren Verkauf 1867 konzentriert hatten.

Bei Kindler werden auch ökonomische und ökologische Fragen stark berücksichtigt. So analysiert er, wie unzureichend bilaterale Abkommen zum Schutz der Robben am Ende des 19. Jahrhunderts bereits waren: Der Konflikt über die Gefahr der Ausrottung der Robben war nur noch transnational mit allen Anrainerstaaten des Nordpazifiks zu lösen (S. 305). Darüber hinaus war eine Neuordnung des Seerechts nötig. Die vor diesem Hintergrund geführten Verhandlungen, für deren Erfolg sich vor allem die USA engagierten, resultierten schließlich in der Fur Seal Convention von 1911, von der auch Russland profitierte. Diese Einigung kam beinahe zu spät für die Robben, denn in den 1890er Jahren standen sie durch die Jagd auf dem offenen Meer, wo nicht zwischen weiblichen und männlichen Tieren unterschieden wurde, kurz vor der Ausrottung (S. 157).

Die Robbenjagd wurde damit zu einem Präzedenzfall für den Schutz von Meeressäugern bzw. für den Erhalt von maritimen Ressourcen. Kindler knüpft dabei in gleich mehrfacher Hinsicht an die Studie von Ryan T. Jones (*Empire of Extinction. Russians and the North Pacific's Strange Beasts of the Sea, 1741–1867*. Oxford 2014) an, so z. B. hinsichtlich der bei Jones thematisierten ambivalenten Rolle, die Naturwissenschaftler bei der Ausbeutung der Meeressäuger spielten. Kindler betont mehrfach, dass ausgerechnet der mit einer Aleutin verheiratete Henry Elliott die pelagische Jagd als vertretbar ansah, durch die auch Muttertiere gejagt wurden, woraufhin deren Jungtiere an den Stränden verhungerten, weshalb die Robbenbestände dramatisch schrumpften.

Immer wieder weist der Autor darauf hin, dass Russland häufig erst spät und wenig energisch diplomatische Initiativen unterstützte, die dem Schutz der Robbenkolonien dienen sollten, und dies, obwohl die russische Regierung angesichts der nur knapp vermiedenen Ausrottung der Seeotter im Nordpazifik und der großen ökonomischen und auch sozialen Krisen, die sich daraus für die russischen Siedlungen in Alaska und auf Kamtschatka ergeben hatten, einschlägige Erfahrungen auf diesem Gebiet vorzuweisen hatte. Aber aus diesen teilweise dramatischen Erfahrungen wurden keine Konsequenzen gezogen.

Noch ein anderer Teilaspekt durchzieht diese Arbeit wie ein roter Faden: die Ausnutzung der indigenen Bevölkerung, insbesondere der Aleuten (bzw. Unangan), die von der russischen Regierung erst zwangsweise auf den Kommandeurinseln angesiedelt und dann auch noch dazu gezwungen wurden, die Robben entgegen ihren eigenen Jagdtraditionen auf „europäische Art“ zu erschlagen – und das massenhaft. Die diesbezüglich wiedergegebenen Schilderungen sind drastisch und dazu mit einigen Fotografien belegt. Später kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Aleuten von der russischen und auch der sowjetischen Regierung beinahe vergessen wurden. Auf jeden Fall wurden sie stark vernachlässigt, vor allem als der Robbenfang in der Sowjetzeit immer weniger lukrativ wurde und die Inseln sich nicht mehr selbst finanzieren konnten. Hier wäre eine Übersichtstabelle mit den Zahlen der jährlich getöteten Tiere nützlich gewesen. Es gibt dazu detailliertes Material u. a. von dem amerikanischen Biologen Leonard Stejneger, der die Kolonien Ende

des 19. Jahrhunderts bereist hatte und zahlreiche Aufzeichnungen hinterlassen hat. In den Anmerkungen wird auf solche Tabellen zwar verwiesen, aber diese muss der Leser im digitalen Archiv der Smithsonian Institution selbst recherchieren.

Abgesehen davon zeichnet sich die Studie durch die vielen Quellen aus, die der Autor in verschiedenen Archiven nicht nur in Russland, sondern auch in den USA, in Großbritannien usw. zusammengetragen hat. Ihm ist damit eine mikrohistorische Arbeit gelungen, die zeigt, wie vernetzt und transnational der nordpazifische Raum um 1900 war, wie dringend die Probleme der Nutzung bzw. Ausbeutung der maritimen Ressourcen gelöst werden mussten und wie schwach erst die russische und dann auch die sowjetische Führung bis in die 1930er Jahre in der Region gegenüber den anderen konkurrierenden Mächten agierte. Auffällig ist, wie selten das Regionalzentrum Vladivostok erwähnt wird, wenn es um Konfliktlösungen ging. Erst wenn sich die russische bzw. sowjetische Zentralregierung in St. Petersburg resp. Moskau einschaltete, bewegte sich etwas.

Zum Tiefpunkt der russischen Herrschaft im Nordpazifik wurde der Krieg mit Japan 1904/05, als nach dessen Ende im Vertrag von Portsmouth die Insel Tjulani mit ihrer Robbenkolonie an Japan abgegeben werden musste. Zu dieser Zeit fürchtete man in St. Petersburg sogar, Kamtschatka könnte an Japan verlorengehen. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs forderte Japan die russische bzw. sowjetische Autorität in der Region anhaltend heraus und formulierte offen expansionistische Ansprüche, die weder die Zarenregierung noch die frühe Sowjetregierung vollständig abwehren konnten. Anstelle der USA war Japan aus russischer bzw. sowjetischer Sicht zum gefährlichsten Konkurrenten im Nordpazifik geworden (S. 311 ff.). Erst durch die japanische Niederlage im Zweiten Weltkrieg änderte sich das Verhältnis wieder grundlegend, und die Sowjetunion sah ihre Autorität nicht länger infrage gestellt. All das fügt Kindler zu einem eindrücklichen Gesamtbild zusammen, das darüber hinaus noch durch zahlreiche Fotografien und Karten illustriert wird. Abgerundet wird die Studie durch ein ausführliches Literatur- und Archivverzeichnis. Auf ein Register hat der Verlag leider verzichtet.

KRISTINA KÜNTZEL-WITT
Lübeck

JGO 71, 2023/2, 317–319

Alexej Baskakov

„Ich bin kein Mitläufer ...“: Thomas Mann und die Sowjetunion

Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2018. 199 S., 13 Abb. ISBN: 978-3-412-22413-4.

Thomas Mann kokettierte damit, unpolitisch zu sein, doch seine Äußerungen besaßen politisches Gewicht. Während der NS-Diktatur unterstützte er mit Rundfunkansprachen den Widerstand gegen Hitler, aber im Kalten Krieg verfiel er sich in den Fallstricken der Systemauseinandersetzung und wurde selbst zum Politikum. Die Kontroversen um Thomas Mann in dieser Zeit sagen genauso viel aus über die Gesellschaft wie über den Dichter. Deshalb ist es lohnenswert, seine Haltung zur Sowjetunion genauer in den Blick zu nehmen.

Der in Thomas Manns Geburtsstadt Lübeck lebende Literaturwissenschaftler und Dolmetscher Alexej Baskakov gliedert den schmalen Band in sieben chronologische Kapitel. Während der Weimarer Republik vertrat Mann bei der Deutung der Russischen Revolution die „Asiatismus-Theorie“: Der Sturz des Zaren, schrieb Mann, mache Russland „den Heimweg nach Asien“ frei (S. 14). Gleichzeitig hielt er das sozialistische Experiment für eine zukunftsweisende Idee. Unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs sah er dagegen die bürgerliche Lebensart dem Untergang geweiht. Mann unterhielt in den zwanziger Jahren Kontakte zu mehreren russischen Exilschriftstellern, die seine Prominenz verkaufsfördernd nutzten. Deren Werke – Baskakov geht ausführlich auf Ivan Našivin ein – malten die sowjetischen Gewaltexzesse aus und bestätigten die „Asiatismus-Theorie“, andererseits präsentierten sie laut Baskakov die vorrevolutionäre Gesellschaft so, dass nur radikale Maßnahmen eine Veränderung versprochen.

Nach Hitlers Machtübernahme versuchte die Sowjetunion über Johannes R. Becher den Nobelpreisträger im Schweizer Exil als bürgerliches Aushängeschild in die Einheitsfront deutscher Schriftsteller einzubinden. Becher lockte mit einer Übersetzung des eigentlich als bourgeois abgelehnten Romans *Der Zauberberg*, mit Honorarzahlgungen in Valuta und einer Einladung nach Moskau. Übersetzung und Honorar nahm Thomas Mann gerne an, bei der Reise zögerte er mit Rücksicht auf seine Schweizer Gastgeber und seine Umzugspläne in die USA. Dadurch ersparte er sich, in eine ähnliche Propagandafalle wie Lion Feuchtwanger zu treten. Mann charakterisiert seine Haltung zur Sowjetunion selbst sehr treffend: „Ich ehre die Welt des kämpfenden Kommunismus, gehöre ihr aber meiner Substanz nach nicht an [...]“ (S. 41)

Der Hitler-Stalin-Pakt, der sowjetische Einmarsch in Polen und später in Finnland dämpften Manns Sympathien für die Sowjetunion deutlich. Zeitweilig stellte er Hitler und Stalin sogar auf eine Stufe. Dies änderte sich nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion. Nun sah er die Rote Armee im Widerstand „gegen die totalitären Kräfte der Tyrannei und Destruktion“ und als Verteidigerin der christlichen Zivilisation (S. 76 f.). Seine Haltung blieb aber schwankend – im November 1941 charakterisierte er in der BBC das NS-Regime als „nur eine unvergleichlich gemeinere Abart“ des Bolschewismus (S. 80), doch verzichtete er bald wieder auf solche Äußerungen, lobte den Kampfgeist der Roten Armee und unterstützte das Nationalkomitee Freies Deutschland. Für die Nachkriegszeit hoffte er auf einen friedlichen Ausgleich von Sozialismus und Demokratie, auf eine Allianz des Westens mit der Sowjetunion.

Im Sommer 1945 nahm Becher den während des Krieges unterbrochenen Kontakt wieder auf und lockte erneut mit Honorar und Publikationsangeboten. Doch während die kommunistischen Kulturfunktionäre für Heinrich Mann eine führende Rolle im Kulturleben der SBZ vorsahen, wollten sie den bürgerlichen Thomas Mann lediglich als Fürsprecher sozialistischer Ideale gewogen halten. Tatsächlich schloss sich Thomas Mann der damals vorherrschenden Totalitarismus-Lehre nicht an, sondern gestand dem Kommunismus trotz aller Gewaltexzesse im Unterschied zum Faschismus einen humanitären und demokratischen Kern zu. Manns Reise im Goethe-Jahr 1949 nach Weimar schlug auch in der internationalen Presse hohe Wellen, weil er nicht vehement genug das sowjetische Speziallager Buchenwald auf dem früheren KZ-Gelände anprangerte. In der McCarthy-Ära waren differenzierte Äußerungen nicht opportun und hatten Konsequenzen: Manns Jahresvorlesung in der Library of Congress im April 1950 musste ausfallen.

In den letzten beiden Jahren seines USA-Aufenthalts (1950–52) wurde die Stimmung für ihn dort zunehmend unerträglich. Wohl aus Naivität unterzeichnete er den von Kommunisten initi-

ierten Stockholmer Friedensappell zur Ächtung von Atomwaffen. Die Ost-Presse feierte ihn als fortschrittlichen Friedenskämpfer, in den USA wuchs der Druck auf ihn. Wohl zur Entlastung appellierte er an Walter Ulbricht, bei den in Schnellverfahren in Waldheim Verurteilten Gnade walten zu lassen. Auch in der Sowjetunion stießen Manns teils diffuse und idealisierte Vorstellungen vom Kommunismus nicht immer auf Wohlgefallen, doch sein propagandistischer Nutzen wog dies auf.

Entsprechende Vereinnahmungsversuche setzten sich auch nach Manns Umzug in die Schweiz fort. Mehrere Delegationen aus Ost-Berlin und Moskau suchten ihn auf. Manns generelle Linie war, sich zum Westen zu bekennen, aber den Antikommunismus als eine Torheit zu geißeln. Ende 1954 war sogar eine Auszeichnung Manns mit dem Stalin-Friedenspreis im Gespräch. Die Vergabe wäre ein Coup für die Sowjetunion gewesen. Mann zeigte sich geehrt, lehnte jedoch wegen der abzusehenden negativen Reaktionen im Westen ab. Der Preis ging in der Folge an Berthold Brecht.

Die Hauptquelle des materialreichen Buchs sind Manns Tagebücher. Im Mittelpunkt der letzten Kapitel steht zudem eine im Moskauer ZK in Fortsetzung der Komintern-Akten geführte Personalakte. Dabei handelt es sich um eher unsystematisch zusammengetragenes Material, etwa TASS-Meldungen. Es umfasst den Zeitraum von 1946 bis 1954. Der Charakter des Materials wie der relativ geringe Aktenumfang von 38 Positionen lassen vermuten, dass das ZK Thomas Mann nicht systematisch operativ bearbeitete. Vielmehr bemühte man sich eher situativ um ihn.

Baskakov lässt leider viele wichtige Forschungsarbeiten unbeachtet. Dies führt zuweilen zu fehlender Tiefenschärfe und vielleicht auch falschen Gewichtungen. Manns Bild vom revolutionären Russland war wohl mehr von Fedor M. Dostoevskij („Asien – das kann tatsächlich unser Schicksal in unserer Zukunft sein.“ [„Azia – da ved’ éto i vprjam’ možet byt’ naš ischod v našem buduščem.“ *Dnevnik pisatelja 1881 goda: Geok Tepe – čto takoe dlja nas Azia*, in: F.M. Dostoevskij: *Polnoe sobranie sočinenij v tridcati tomach*. T. 27. Moskva 1984, S. 35–36.]) und Oswald Spengler als von der Exilliteratur geprägt. Die Berücksichtigung von Barbara Beßlings 2002 in Berlin erschienener Studie *Faszination des Verfalls. Thomas Mann und Oswald Spengler* wäre sicherlich hilfreich gewesen. Dies mag als ein Beispiel für mehrere ähnliche Leerstellen genügen.

Einen beachtlichen Teil des Buches nimmt Manns Beziehung zu deutschen Kommunisten wie Becher, zur SBZ und später zur DDR ein. Das ist nachvollziehbar, war die SBZ/DDR doch „Stalins Kind“. Dennoch hätten etwa Bechers Einbindung in die Komintern, aber auch die Unterschiede in Manns Verhältnis zur SBZ/DDR einerseits und zur Sowjetunion andererseits herausgearbeitet werden müssen. Immerhin reiste er zweimal (1949 und 1955) nach Weimar (nicht Ost-Berlin), während er die Sowjetunion völlig mied. Weimar war Mann aufgrund seines Goethe-Romans dagegen besonders verbunden. Als NS-Opfer hatte er aber auch ein positives Bild von der SBZ/DDR, weil hier konsequenter mit der Vergangenheit gebrochen wurde und Exil-Rückkehrer Wertschätzung erfuhren. In Westdeutschland sah sich Mann dagegen Anfeindungen wegen seines Exils ausgesetzt, und er vermutete dort nicht zu Unrecht viele unbehelligte NS-Funktionäre.

Insgesamt bietet Baskakovs Buch eine gebündelte Gesamtschau von Thomas Manns Verhältnis zur Sowjetunion, es lässt aber Raum für weitere Forschungen und Präzisierungen.

JGO 71, 2023/2, 320–321

Alan D. Roe

Into Russian Nature. Tourism, Environmental Protection, and National Parks in the Twentieth Century

Oxford, New York: Oxford University Press, 2020. XIV, 344 S., Abb., Ktn. ISBN: 978-0-19-091455-4.

Die Geschichte russischer und sowjetischer Nationalparks kann als Konfliktgeschichte verstanden werden. Ob und wie sich Naturschutz, wissenschaftliche Interessen, wachsende touristische Bedürfnisse und ökonomische Nutzung miteinander harmonisieren ließen, stand und steht im Zentrum vieler Debatten. Die Verfechter einer weitgehenden Abschottung schützenswerter Natur, wie sie mit den so genannten *zapovedniki* seit Anfang des 20. Jahrhunderts – zumindest partiell – verwirklicht wurde, argumentierten gegen die Anwälte einer kontrollierten Öffnung bzw. Nutzung. Diese Auseinandersetzungen, das lässt sich aus Alan D. Roes lesenswerter Studie lernen, begannen bereits im späten Zarenreich, und sie sind bis heute letztendlich nicht entschieden. Doch während sich der Kern der Kontroverse kaum veränderte, unterlagen Argumente und politische Konstellationen der Debatte einem dramatischen Wandel: Ging es etwa in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts um die ästhetisch-moralische Dimension authentischer Naturerfahrung, standen im Stalinismus die Nutzbarmachung und Kommodifizierung von Umwelt im Vordergrund. Ab Mitte der 1950er Jahre spielten hingegen rasch wachsende Touristenzahlen und internationale Verflechtungen eine wichtigere Rolle als zuvor. Nach dem Ende der Sowjetunion führen Umweltschützer einen verbissenen, aber zunehmend aussichtsloser werdenden Kampf gegen die Aufweichung von Schutzbestimmungen.

Alan Roe, der mehrere Jahre selbst als Reiseleiter Touristen „into Russian Nature“ führte, kann zeigen, dass die russischen und sowjetischen Diskussionen stets Teil global geführter Debatten über Sinn und Zweck von Nationalparks waren. Russische und sowjetische Wissenschaftler reflektierten die US-amerikanischen Wurzeln des Konzepts und kontrastierten sie mit den russisch-sowjetischen *zapovedniki*, in deren Zentrum die weitgehende Abschließung und Unzugänglichmachung besonders schützenswerter Natur stand. Es sei kein Zufall gewesen, so Roe, dass erst nach dem Tod Stalins Nationalparks gegründet werden konnten. Diese Entwicklung habe sowohl dem zunehmenden innersowjetischen Tourismus als auch internationalen Repräsentations- und Reputationsbemühungen der UdSSR Rechnung getragen.

Das Buch ist in drei große Abschnitte unterteilt. In einem ersten Teil diskutiert der Verfasser die Geschichte russischer bzw. sowjetischer Naturschutzgebiete vom späten Zarenreich bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion. Er konzentriert sich dabei insbesondere auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die an den Debatten beteiligt waren, und bettet ihre Perspektiven gekonnt in größere politische Zusammenhänge ein. Die Hoffnungen auf eine massive Ausweitung von Schutzgebieten nach 1917 werden hier ebenso thematisiert wie die Diskussionen um den Begriff „National“-Park im sowjetischen Kontext oder die Ökologie-Debatten der Perestroika-Jahre. Die dabei ausgebreiteten Perspektiven sind gut erzählt und bieten im Detail zahlreiche wichtige Einsichten. Auch wenn Alan Roe hier kein grundsätzlich neues Bild entwirft, überzeugt doch die konzentrierte Darstellung.

Ähnlich verhält es sich auch bei den Fallstudien des zweiten Abschnitts. Hier untersucht der Verfasser anhand mehrerer konkreter Konstellationen die Herausforderungen, vor denen Nationalparks standen und stehen. Die gewählten Beispiele unterscheiden sich hinsichtlich ihrer ökologischen, geographischen, sozialen und politischen Kontexte teils erheblich voneinander. Roe gelingt es, die einzelnen Fälle in ihrer Komplexität plastisch zu beschreiben, er kommt aber zu dem – durchaus deprimierenden – allgemeinen Fazit, „in each case, the lofty expectations of [...] park visionaries craved against the realities of a political and economic collapse that left their plans mostly stillborn“ (S. 137).

Der dritte Teil setzt chronologisch dort an, wo der erste Abschnitt endet. Hier behandelt Roe die komplizierte Situation russischer Nationalparks nach dem Ende der Sowjetunion. Das Kapitel steht nicht ohne Grund unter der Überschrift „The Crisis of National Parks in the 1990s“ und systematisiert die aus den Fallstudien gewonnenen Erkenntnisse: Massive Budgetprobleme, fehlende politische Aufmerksamkeit sowie das weitgehende Ausbleiben russischer Touristinnen und Touristen stürzten das System der Nationalparks in eine tiefe Krise. In den 2000er Jahren veränderte sich in erster Linie die politische Rhetorik: „Ökologie“ wurde zu einem immer öfter verwendeten Schlagwort, ohne dass sich dies zwingend in einer verbesserten materiellen Ausstattung maroder Nationalparks niederschlug. Sie seien vielmehr „vergessen“ worden (S. 249), und ihr Niedergang stünde symbolisch für die tiefgreifende Krise des Umweltschutzes in Russland. Es sei vor allem dem Enthusiasmus und der Opferbereitschaft ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu verdanken, dass die Parks arbeitsfähig blieben. Gemeinsam mit Wissenschaftlern und Ökologieaktivisten sind sie die Helden in Alan Roes Narrativ.

Überhaupt sind im hier rezensierten Werk Fortschritte im Naturschutz und die Ausweitung der Nationalparks sowie der *zapovedniki* meist der Initiative „von unten“ sowie dem Zutun internationaler Organisationen zu verdanken. Staatliche Organe werden hingegen als hinhaltend, verhindernd und – zumindest im post-sowjetischen Fall – als tendenziell korrupt charakterisiert. Besonders plastisch wird dies etwa in den Ausführungen zum Nalyčevo Naturpark auf Kamtschatka. 1995 gegründet, sei der Park binnen weniger Jahre zu einer ökologischen und ökonomischen Erfolgsgeschichte – und damit zu einer raren Ausnahme – geworden. Der Status als UNESCO-Weltkulturerbe, lokale Initiative und die spektakuläre Natur hätten entscheidend dazu beigetragen, die Behörden zur Kooperation zu bewegen.

Alan Roes Studie bietet keinen fundamental neuen Zugriff auf die russische bzw. sowjetische Umweltgeschichte. Aber sie vermag anhand ihres faszinierenden Gegenstands zu zeigen, dass sich die Geschichte von Naturschutzgebieten nur in ihrer internationalen Verflechtung verständlich machen lässt. Insofern leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zu einer Globalgeschichte des Russländischen Imperiums und der Sowjetunion. Gleichzeitig bietet die Lektüre wenig Anlass für Optimismus: Denn wenn die hier zugrundeliegende Hypothese zutreffend ist, dass ernsthafter Umweltschutz immer auch etwas mit internationaler Verflechtung und Kooperation zu tun hat, dann sind die Aussichten angesichts der zunehmenden internationalen Isolation Russlands – nicht nur auf diesem Gebiet – schlecht.

JGO 71, 2023/2, 322–324

Karl Schlögel

Das russische Berlin. Eine Hauptstadt im Jahrhundert der Extreme

Aktualisierte, erweiterte Neuauflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2019. 667 S., Abb.
ISBN: 978-3-518-42856-6.

Neuausgaben von Werken, die sowohl ein akademisches als auch ein breiteres Lesepublikum ansprechen, zeugen vom andauernden Interesse am Gegenstand und der Wertschätzung für den Autor. Mitunter, und das trifft auf Karl Schlögel *Russisches Berlin* zu, fallen sie mit einem historischen Umbruch zusammen. Erstmals 1998 erschienen und inzwischen auch ins Russische und Französische übersetzt, ist der um drei Kapitel erweiterte, ansonsten im Text unveränderte und lediglich um jüngere Lektüreempfehlungen (S. 585–592) ergänzte Band unverhofft zum modernen Klassiker geworden. Wie der Autor in seinem bereits im September 2018 verfassten Vorwort schreibt, habe das postsowjetische „neue russische Berlin“ aber nichts mehr gemein mit seinem Vorläufer aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (S. 13–15).

Schlögels Werk büßt gleichwohl nichts von seiner Aktualität ein. Im Gegenteil, es schärft den Blick für die gegenwärtige Zäsur, die der Angriff Russlands auf die Ukraine für die internationale Politik im Allgemeinen und das Fach Osteuropäische Geschichte im Besonderen bedeutet. Schon die drei hinzugefügten Kapitel tragen dazu nicht unwesentlich bei. Eines davon ist den Brüdern Kulišer sowie Iosef B. Šechtman gewidmet, welche den Grundstein für die Erforschung der Zwangsmigrationen im 20. Jahrhundert legten und das *displacement* auf den Begriff brachten (S. 88–113). Ein weiteres Kapitel ruft den wandlungsreichen Philosophen Nikolaj Berdjaev, namentlich seine 1923 in Berlin publizierte provokative Schrift *Das Neue Mittelalter*, ins Gedächtnis. Zwar jenseits von Kommunismus und Faschismus angesiedelt, wird hier der nicht minder radikale Entwurf einer Weltordnung skizziert, der einerseits scharf zwischen „Gut“ und „Böse“ unterscheiden will, andererseits aber schon von Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als wenig verklausulierte Apologie der in Russland herrschenden Verhältnisse gelesen wurde (S. 194–216). Schließlich erfahren die populären Trivialromane Edwin Erich Dwingers eine kritische Würdigung. Sie stehen keineswegs nur für die Obsessionen eines einzelnen Schriftstellers. Vielmehr reflektieren sie exemplarisch das im deutschen Russlanddiskurs fest etablierte Vexierspiel zwischen russophilen und russophoben Einstellungen (S. 457–478).

Die insgesamt knapp zwanzig wissenschaftlichen Essays des Bandes sind jeweils in sich geschlossen und lassen sich jeweils einzeln mit Gewinn lesen. Erst in der Zusammenschau offenbart sich aber ihr Reichtum an Gelehrsamkeit und Wissen, tun sich zahllose personale und institutionelle Verknüpfungen auf und erschließen sich höchst unterschiedliche soziale Kontexte. Hinsichtlich seiner Untersuchungsmethode merkt Schlögel dezent untertreibend an, „[...] tasten wir uns in die Berliner Gesellschaft hinein“ (S. 124). Tatsächlich folgt er sehr variabel der von ihm so bezeichneten „ethnologischen“ Vorgehensweise seiner zeitgenössischen Gewährsleute. Gelegentlich scheint es, als tauche der Autor nicht bloß als teilnehmender Beobachter in das Universum der Berliner Emigration und deren teils voneinander abgeschirmten Milieus ein. Vielmehr zeigt er sich bestens vertraut mit den Akteuren, deckt ihre performative Verwandlungskunst in fremder Umgebung auf oder rekapituliert die obsessiven Monologe einer letztlich stark fragmentierten Exilgemeinde.

Zu einer solcherart dichten, faktengesättigten und zugleich flüssigen Darstellung befähigen Schlögel, Emeritus an der Viadrina in Frankfurt an der Oder, jahrzehntelange Forschungen zur Ideengeschichte Russlands, zur Ambivalenz einer Moderne, die leuchtende Zukunft versprach und rohe Gewalt erzeugte oder zur Sowjetepoche als einem komplexen Lehrstück für das 21. Jahrhundert. Aus zahllosen Reisen kennt er die historischen Stätten aus eigener Anschauung und lässt sie, selbst wenn sie architektonisch verunstaltet waren, mit sicherem Gespür für alte Wege, Straßen und Plätze vor dem geistigen Auge wiedererstehen. Mittels historischer Stadtpläne, Karten und Fotografien rekonstruiert Schlögel die Bewegungsräume seiner zahllosen Protagonisten (nachvollziehbar anhand des Personenregisters) und verleiht ihnen ein unverwechselbares Gesicht.

Schon mit *Moskau lesen*, dem Erstlingswerk von 1983, gelang Schlögel die Blaupause für diese Art einer wissenschaftlich fundamentierten Kulturgeschichte. In Studien über Petersburg als Laboratorium der Moderne oder Moskau im Terrorjahr 1937 wurde sie eindrucksvoll weiterentwickelt. Der Epochenbruch von 1989/91 bedeutete vor allem, dass es für ihn leichter wurde, die Welt „hinter dem Eisernen Vorhang“ noch intensiver reisend zu erforschen. Hingegen veranlassten ihn die Ereignisse des Jahres 2014 zu einer grundlegenden Neuorientierung. In der Okkupation der Krim durch russisches Militär und den Kampfhandlungen im Osten erkannte er den Übergang zu einem offenen „Krieg gegen die Ukraine“. Dahinter vermutete er den weiterreichenden Versuch der russischen Führung, die Nachkriegsgrenzen von 1945 bzw. 1991 in Frage zu stellen und zugleich den „dekadenten Westen“ und die Europäische Union zu Feinden zu erklären (S. 15).

Angesichts dieses Wechsels von der russischen auf die ukrainische Perspektive mag also ein Werk über die russische Emigration der 1920er bis 1950er Jahre auf den ersten Blick unzeitgemäß erscheinen. Doch was Schlögel mit einem Team zunächst an der Universität Konstanz, dann an der Viadrina erstmals in dieser Breite und Tiefe erforschte, wird nun zum Mittel, die fernere mit der jüngsten Vergangenheit zu kontrastieren. Entsprechend erfüllt die Neuausgabe des „russischen Berlins“, die aus den zahlreichen Publikationen dieses Großprojekts herausragt, einen wichtigen Zweck: Sie führt beispielhaft vor Augen, wie rasch und scharf sich die Parameter der Rezeption verschieben können. Das Wissen um das russische Exil ist gespeichert und historisiert. Es bedarf der Neulektüre.

Die Spaltungslinien, welche die postsowjetischen Gesellschaften diesseits und jenseits der staatlichen Grenzen durchziehen, lassen sich auf unbewältigte historische Erblasten zurückverfolgen, die bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs, der Revolution und des Bürgerkriegs reichen. Schlögel hat exklusiv das russische Berlin der 1920er Jahre mit beziehungsreichen Begriffen wie *Ostbahnhof Europas*, *Überlebensort* oder *Transitraum* belegt. Sie stehen für eine abgeschlossene historische Etappe, die kaum mit den Erfahrungen heutiger multiethnischer Geflüchteter und Vertriebener kongruieren. Sicherlich wirkt der intellektuelle Zauber fort, der über dem Berliner Exil lag. Schlögel vermag es, ausdrucksstark in Erinnerung zu rufen, was seinerzeit vorgab, das „eigentliche“ Russland zu sein: Diplomaten und Schriftsteller, Philosophen und Weltrevolutionäre, Doppelagenten und Hochstapler, Generäle und Historiker kommunizierten in einer Weise mit deutschen Intellektuellen und Kulturschaffenden, Militärs und Beamten, als gelte es, den Versailler Vertrag vergessen zu machen oder ein kulturelles Rapallo zu errichten. Selten, so schien es, waren sich Russland und Deutschland kulturell so nahe. Heute fällt auf die gemeinsame Geschichte ein anderes Licht.

Auch dafür hat Schlögel treffende Formeln gefunden, etwa wenn er das Wirken des Osteuropahistorikers Otto Hoetzsch mit der „Vergeblichkeit eines Professorenlebens“ (S. 530) kennzeichnet

oder eine Anekdote im Emigrantenmilieu zum „exotische[n] Zitat aus fernen Zeiten“ (S. 580) herabstuft. Die Lektüre offenbart, wie wenig manches tatsächlich verflochten bzw. auf Austausch und Transfer angelegt war. Nicht wenige Debatten schwebten gleichsam über den Wassern der Spree oder drehten sich im Kreise kleiner Zirkel. Solange Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Russland bestand, blieben Bekenntnisse vorbehaltlich. Schlögels vorzügliches Werk bietet Stoff für lehrreiche Lektionen, ernüchternde ebenso wie verheißungsvolle.

NIKOLAUS KATZER

Hamburg

JGO 71, 2023/2, 324–327

Dissidente Kommunisten. Das sowjetische Modell und seine Kritiker

Hrsg. von Knud Andresen, Mario Kessler und Axel Schildt (†). Berlin: Metropol, 2018. 264 S. ISBN: 978-3-86331-426-2.

Der Ex-Kommunist ist lange Zeit eine höchst präsenste Sozialfigur in der westlichen Öffentlichkeit wie auch in der Populärkultur gewesen. Den Umschlag des vorliegenden Buches zierte ein Männerkopf mit Schweißbrille – der Protagonist des französisch-italienischen Spielfilms *L'aveu* (1970). Dieser schildert die Leidensgeschichte von Artur London, eines tschechoslowakischen Parteiveeteranen, der im Slánský-Prozess 1952 verurteilt wurde, überlebte und nach Frankreich emigrierte, wo er zum Autobiographen und Kommunismuskritiker wurde. Auf seinen Memoiren beruht das Drehbuch, das von einem anderen prominenten Ex-Kommunisten verfasst wurde, dem Spanier Jorge Semprún.

Die Beiträge des Sammelbandes, der auf zwei Tagungen in den Jahren 2015 und 2017 zurückgeht, drehen sich um kommunistische Politiker und Intellektuelle, die gegen ihre jeweiligen nationalen kommunistischen Parteien opponierten. Die meisten von ihnen trennten sich von ihren Parteien und nahmen teilweise prominente Rollen in der intellektuellen und politischen Landschaft ihrer jeweiligen Länder ein. Die Autoren bewegen sich im Rahmen einer „modernen intellectual history“ (S. 41) und fokussieren Einzel- oder Doppelbiographien; den Zugang zu einer Gruppe von Intellektuellen wählt nur DIRK MATHIAS DALBERG mit seinem Beitrag über eine tschechoslowakische Studierendengruppe. Zeitlich konzentriert sich der Band auf die Nachkriegszeit. Auch wenn die Zwischenkriegszeit für Kommunisten immer wieder Anlässe bot, mit ihrer Partei zu brechen – die Ausschaltung der innerparteilichen Oppositionen in den 1920er Jahren, der Stalin-Terror, das doppelte Spiel der Sowjetunion im Spanischen Bürgerkrieg, schließlich ganz prominent der Stalin-Hitler-Pakt 1939 –, so war es das „lange Jahr 1956“ (S. 9), das für eine ganze Ballung von Ereignissen steht, die neue Arten von kommunistischer Dissidenz produzierten, wie Mitherausgeber AXEL SCHILDT in der Einleitung darlegt. Nachdem der deutsche Angriff auf die Sowjetunion 1941 für viele Antifaschisten und Kommunisten gewissermaßen reinen Tisch gemacht hatte und die bis dato bekannten Verbrechen des Stalinismus wieder in der Versenkung verschwinden ließ, war es das Jahr 1956, das sie gleich mehrfach an ihren politischen Gewissheiten zweifeln ließ: Es war das Jahr des

XX. Parteitag der KPdSU, auf dem Nikita Chruščev den Schleier über dem Stalin-Terror lüftete, aber auch das Jahr der brutalen Niederschlagung von Volksaufständen gegen die kommunistische Herrschaft in Polen und Ungarn. Das Jahr bot eine Dynamik von Hoffnung und Enttäuschung mit einer Vision eines reformerischen Aufbruchs und sogleich einem brutalen Rückfall in Terror und Gewalt – eine Dynamik, die sich 1968 mit der Ausrufung eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ in der Tschechoslowakei und seiner raschen Niederschlagung durch die Truppen des Warschauer Pakts wiederholen sollte. Diese Dynamik produzierte Dissidenzen innerhalb der westlichen kommunistischen Bewegung, verstärkt durch die Auflösung der Kominform 1956 und die daraus resultierende Lockerung der zentralisierten Kontrolle über die kommunistischen Parteien durch Moskau.

Während Schildt das zeithistorische Setting für die Entstehung kommunistischer Dissidenz aufrollt, liefert THOMAS KROLL in seinem einleitenden Essay gewissermaßen die „innere“ Dynamik dazu. Er geht auf die Rolle ein, die „Kritik“ schon immer in der kommunistischen Theorie und Praxis gespielt hat, und verweist auf sie als ein potenzielles Kipp-Moment, bei dem aus der ritualisierten „Kritik und Selbstkritik“ auch ein Modus werden kann, der die kommunistische Realität in Frage stellt. Inwiefern der Analyserahmen des „Glaubens“, den Kroll wählt, also implizit das analytische Gerüst der „politischen Religion“, das beste Werkzeug ist, um das Verhältnis von kommunistischen Intellektuellen zu ihrer Ideologie zu analysieren, darüber kann man geteilter Meinung sein. In jedem Fall aber ist das damit zusammenhängende Verhältnis der Intellektuellen zur „Utopie“, das Kroll anführt (S. 48–50), einleuchtend, um Dissidenz im Kommunismus analytisch zu fassen: Während zunächst die Sowjetunion als verwirklichte Utopie, also als Realität, gesehen wurde, war der Aufbau des Kommunismus im Westen nach wie vor eine uneingelöste Utopie, was kommunistische Kritik an den Zuständen dort ermöglichte. Als jedoch das Bild der Sowjetunion mehr und mehr zu bröckeln begann, konnte es zunehmend mit ebenjener Utopie abgeglichen werden und war nicht mehr mit ihr identisch. So konnte man auch an ihr Kritik im selben Modus üben, wie dies bereits vorher schon an der westlichen Gesellschaft möglich war, und dabei Kommunist bleiben, wenn auch zunehmend außerhalb der Partei.

Die in dem Band vorgestellten Protagonisten sind ausgesprochen breit gefächert. Was sie eint, ist, dass sie in der von Isaac Deutscher 1950 eingeführten klassischen, im Beitrag von MARIO KESSLER vorgestellten Typologie von Ex-Kommunisten als „Ketzer“ und „Renegaten“ zweifellos die erste Kategorie repräsentieren. „Renegaten“, also solche (Ex-)Protagonisten des Kommunismus, die dauerhaft ins gegnerische Lager wechselten, dabei jedoch lediglich „die Vorzeichen tauschten“, Dogmatiker und „umgedrehte Stalinist[en]“ (so Deutscher) blieben (S. 135), sind nicht Gegenstand dieses Bandes, sieht man einmal von Ruth Fischer ab, auf die dies zeitweise zutraf. Es handelt sich vielmehr um „Ketzer“, also diejenigen, die mit der Partei in Konflikt kamen, aber trotzdem weiterhin an die „Sache“ glaubten, sich als Teil der Arbeiterbewegung sahen und auf Reformen im kommunistischen Lager hofften. Ebenfalls außen vor bleiben prominente Protagonisten bekannter dissidentischer Strömungen, die sich aus dem Parteikommunismus entwickelten. So finden sich in dem Band keine Portraits prominenter Troztkisten, Maoisten oder eigentlicher „Eurokommunisten“. Dafür lenkt der Band mit großem Erkenntnisgewinn die Aufmerksamkeit auf diejenigen, die Keßler in Ergänzung zur Deutscher-Typologie als „Grenzgänger“ bezeichnet: Dieser „entfernte sich vom Kommunismus als Ideologie, Bewegung oder Glaubensgemeinschaft, doch wurde ihm der Kommunismus nie gleichgültig“ (S. 135). Für den „Grenzgänger“ blieb der Kommunismus zwar

ein zentraler Fixpunkt, er hoffte jedoch, im Gegensatz zum „Ketzler“, nicht mehr auf die Reform der Partei als Institution, sondern „auf deren ‚Aufhebung‘ durch eine neue radikal-sozialistische Linke“ (S. 136). Zu dieser Erkenntnis gelangten zwar bei weitem nicht alle der im Band behandelten Protagonisten, aber innerlinke Grenzgänger waren sie allemal.

Die Protagonisten der Beiträge lassen sich grob in zwei Kategorien einteilen, auch wenn sie diese Einteilung kraft ihrer Biographien immer wieder durchbrachen. Zum einen sind es Kommunisten, die innerhalb ihrer eigenen Parteien Potenzial für eine eigenständige westeuropäische Entwicklung des Kommunismus sahen und zunächst entsprechend in ihnen wirkten – wie etwa der von DÖRTE PUTENSEN portraitierte finnische Parteivorsitzende Aarne Saarinen, der durch geschicktes Manövrieren eine von Moskau relativ unabhängige Linie verfolgen konnte, oder die von REINER TOSSTORFF als Repräsentanten des „vorzeitigen Eurokommunismus“ (S. 190) vorgestellten Spanier Fernando Claudín und Jorge Semprún, die eine kritische Position zunächst einmal von hohen Positionen innerhalb der KP Spaniens aus einnahmen, oder auch der von MAXIMILIAN GRAF präsentierte KPÖ-Intellektuelle Franz Marek, der seit der Entstalinisierung für eine Reformlinie innerhalb der Partei kämpfte, aber erst 1970 ausgeschlossen wurde. Zum anderen sind es Akteure, die sich im Bereich jenseits des Parteikommunismus und links der Sozialdemokratie verorten lassen – Personen, die entweder bereits in der Zwischenkriegszeit mit dem Stalinismus gebrochen hatten, wie die von Keßler portraitierten Isaac Deutscher und Ruth Fischer, oder ihr anfängliches parteikommunistisches Engagement nach 1945 rasch hinter sich ließen, um sich neuen Projekten links der Sozialdemokratie zu widmen, wie die von CHRISTOPH JÜNKE dargestellten E. P. Thompson und Leo Kofler. Zentral v. a. für diese zweite Personengruppe ist das Konzept des „sozialistischen Humanismus“, das von Jünke thematisiert wird und von seinen Protagonisten explizit verfochten wurde, aber auch für andere im Band vorgestellte dissidente Kommunisten wie etwa den von KNUD ANDERSEN behandelten Heinz Brandt als Rahmen für ihre Aktivität relevant zu sein scheint: ein „radikal-demokratische[r] Antistalinismus“ einhergehend mit einer Reinterpretation des Marxismus als „humanistische Praxisphilosophie“ (S. 165).

Ein zentraler Verdienst des Bandes ist, dass er biographische und ideengeschichtliche Einblicke in einen Grenzbereich innerlinker Dissidenz bietet, der sich größtenteils abseits der bekannten politisch-ideologischen kommunismusbezogenen Strömungen der Nachkriegszeit – der ex-kommunistischen „Renegaten“ einerseits, des Reform- bzw. „Eurokommunismus“ andererseits – abspielte. So werden biographische Kontinuitäten und Traditionslinien sichtbar, die ansonsten übersehen werden – die langen Wege etwa von der trotzkistischen Linken Opposition zum unabhängigen Sozialismus (Isaac Deutscher), vom staatssozialistischen Parteiapparat zur Neuen Linken (Heinz Brandt) oder vom Kommunismus der Zwischenkriegszeit über antikommunistisches „Renegatentum“ hin zur Hoffnung auf den Chruščev'schen Reformkommunismus (Ruth Fischer). Beim von SUSANNE GÖTZE dargestellten politischen Lebensweg des 1928 in die KP Frankreichs eingetretenen Henri Lefebvre fragt man sich als Leser allerdings, warum es erst der Enthüllungen über den Stalinismus auf dem XX. Parteitag bedurfte, damit Lefebvre mit der Partei in Konflikt geriet und ausgeschlossen wurde, und warum nicht etwa schon der Stalin-Terror oder der Hitler-Stalin-Pakt den bereits in den 1930er Jahren etablierten Philosophen zum Bruch mit der Partei bewegt hat.

Es gibt eine markante Leerstelle, die sich durch den gesamten Band zieht – das titelgebende „sowjetische Modell“. Wenn damit lediglich das bereits von der Komintern international durchgesetzte Modell der kommunistischen Partei mit ihrem Zentralismus und ihrer Abhängigkeit von

der jeweiligen Moskauer Linie gemeint ist, so haben sich tatsächlich alle Protagonisten daran abgearbeitet. Wenn es jedoch um konkrete Entwicklungen im Ostblock (jenseits der spektakulären Ereignisse 1956 und 1968) geht, so bleiben die Beiträge mehrheitlich amorph. Zwar geht es gelegentlich um Ost-West-Verflechtungen und blockübergreifende Wahrnehmungen, wie etwa bei den Beiträgen zu Franz Marek, Heinz Brandt und Ruth Fischer. Aber es wäre ein vollständigeres Bild entstanden, wenn auch die Traditionslinie der marxistischen Dissidenz im Ostblock durch eigene Beiträge repräsentiert wäre. Der „Osten“ war schließlich nicht bloß Projektionsfläche und Widersacher westlicher dissidenter Kommunisten, sondern brachte auch eigene Standpunkte in die internationale kritische Debatte ein. Lediglich die tschechoslowakische radikalsozialistische *Bewegung der revolutionären Jugend* aus dem Umfeld von 1968 ist durch den Beitrag von Dalberg repräsentiert, dabei hätten auch Beiträge zu weiteren Akteuren marxistischer Dissidenz etwa aus Polen, Jugoslawien, Ungarn oder der Sowjetunion den Band bereichern können. Durch eine gesamteuropäische Perspektive hätte man die Möglichkeit gehabt, Genese, Entwicklung und Bedingungen kommunistischer Dissidenz im Staatssozialismus einerseits und in den Demokratien Westeuropas andererseits vergleichend in den Blick nehmen zu können. In jedem Fall aber bietet der Band einen faszinierenden Einblick in die Personen- und Ideengeschichte der „alten“ Linken in Westeuropa nach 1945.

GLEB J. ALBERT
Luzern

JGO 71, 2023/2, 327–329

Susanne A. Wengle
Black Earth, White Bread. A Technopolitical History of Russian Agriculture and Food

Madison, WI: University of Wisconsin Press, 2022. XVII, 309 S., 15 Abb., 6 Ktn., 16 Tab.
ISBN: 978-0-299-33540-3.

In view of the late Soviet Union's dependence on food imports and its inefficient farming system, Russia's current role in global food markets is startling. Over the past two decades, the country has become the world's leading exporter of wheat. Russia exports large quantities of other agricultural commodities as well. Charting the history of food production and consumption in Russia from the 1917 Revolution to the present, *Black Earth, White Bread* provides a historical perspective to facilitate an understanding of both the country's position as a global food power and the link between food and domestic politics. Wengle takes a broad-brush approach, so historians will likely recognize the cornerstones of the narrative. However, bringing historical, economic, geographical, and sociological scholarship into conversation, *Black Earth, White Bread* puts a new spin on the topic that is particularly helpful in assessing the most recent chapter in the history of Russia's food system: Putin's presidency.

Wengle joins authors like David Moon, Carol S. Leonhard, and Alison K. Smith in taking a long-term perspective on Eurasian food and farming. *Black Earth, White Bread* is interested in technopolitics, a concept that has enjoyed popularity among energy historians and historians of science and technology and whose appeal for examining Russia's geopolitics and entanglements with international markets has been powerfully demonstrated by Margarita M. Balmaceda in *Russian Energy Chains* (2021). Wengle posits that technopolitics is an attractive heuristic tool for those studying food systems, as it allows one to grasp "how technologies are produced by the social and political contexts while also shaping them as they are employed" and brings to the fore "how agricultural technologies embroil humans with nature in codependent relationships" (p. 6).

Each devoted to a certain type of actor (the state, producers, consumers, and nature), the four chapters chart the transformation of Russian agriculture from being dominated by smallholders in the early twentieth century to a mechanized, highly productive, and export-oriented system in the twenty-first century. As is well known, this trajectory was far from linear. Stalin's collectivization was a brutal means to bring food producers under the control of the state. Millions perished during the famines of the early 1930s. Many others experienced dispossession, deportation, and deprivation. Food production and provision became more reliable in the second half of the twentieth century, as consumers could get hold of animal proteins and a limited range of processed foods. In contrast to the government's commitment to industrial farming, a large share of Soviet food originated from the small plots of private households. These had a symbiotic relationship with collective or state farms, exchanging privately produced vegetables, eggs, or dairy for access to agricultural inputs, such as machinery or seeds. Small plot farming remained important into the early post-Soviet period, allowing millions of people to sustain themselves and adapt at times when stores ran low on food.

As Wengle demonstrates, Putin's presidency marked a turning point in the history of Russia's food system, though one that can only be understood against the backdrop of the Soviet past, particularly the crucial role of the state in agricultural affairs. Putin's government actively promoted the rise of "agroholdings", vertically integrated corporate farms that are nowadays Russia's most important landowners and have driven the output and productivity increases of recent years. Private subsistence farms have in turn declined in importance, as food is more widely available for purchase and the new corporations have been reluctant to engage in informal relationships with local subsistence farmers. The significance of this change is political as much as it is economic. Agroholdings have served Putin's administration as tools to project power both domestically and internationally. The mass production of affordable and processed food underscored the myth of Putin as a patriotic leader who ended the chaos of the 1990s and brought stability to people's daily lives. Boosting export capacities, agroholdings also allowed Russia to become a key actor on global food markets, a position that has provided the country with significant political leverage internationally and has underwritten its relationships with food-importing countries in the Global South.

Moving beyond the yield as the foremost category to assess the "successes" and "failures" of farming in the past, *Black Earth, White Bread* emphasizes the social and environmental vulnerabilities linked to different agro-technopolitical systems. Particularly in the late Soviet period, Soviet farms used massive amounts of fertilizers and other chemicals. Still, some sustainable forms of agriculture survived in Russia much longer than in other industrialized countries. Due to lack of control and efficiency and a strong tradition of location-based plant and animal breeding, Soviet food pro-

duction relied on a much broader variety of crop cultures and animal breeds than industrial farming systems in the West. The Putin era brought new connections with global markets and disrupted long-established connections on the ground. Agroholdings have mechanized most processes, use a rather small range of initially mostly imported plant and animal varieties, and often draw on seasonal labor from Central Asia, the Caucasus, China, or Korea. Food production in present-day Russia is therefore much less embedded in local society and environments than it was for the larger part of history. It also comes with new vulnerabilities, including health issues related to the increased consumption of processed food, income-based inequalities in food access, waste, and increased risk of animal disease, especially in poultry and pig farms.

While it tends to render individual experiences largely invisible, the technopolitical framework allows Wengle to situate Russia in the global history of industrial farming. But the approach could have been taken further. Fossil fuels have played a crucial role in the rise of industrial agriculture around the world. They power machinery and are vital for the production of chemical inputs. Considering this and the massive role of fossil fuels in the late Soviet and post-Soviet Russian economy, the absence of hydrocarbons is an important blind spot in the analysis. Expanding the discussion in this regard would have certainly bolstered the author's points about the entanglements between state, technology, and nature in Russia's food system. Published just a few months after the beginning of Russia's full-scale invasion of Ukraine, the book is unusually timely for a publication on food history, and it is impossible not to read it with an eye on the war. Active warfare in the agriculturally productive regions of southeastern Ukraine, Russian attacks on and the blockade of Ukraine's Black Sea ports, as well as, in July 2023, Russia's unilateral renunciation of the fragile UN-brokered grain deal, which had protected grain exports from Ukraine across the Black Sea, have severely disrupted international supply chains and caused significant price fluctuations on global markets since 2022. Given Russia's role as one of the world's most important exporters of nitrogen fertilizer, input markets faced major disruptions, too. As the next chapter of this history is being written before our eyes, *Black Earth, White Bread* provides important historical context to facilitate an understanding of both Russia's recent ascent to one of the dominant players in the global food system and the political significance of food in Putin's Russia.

KATJA BRUISCH
Dublin

JGO 71, 2023/2, 329–331

Seth Bernstein

Return to the Motherland. Displaced Soviets in WWII and the Cold War
Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2023. XIX, 292 S., Abb., Tab., Ktn.
= Battlegrounds. Cornell Studies in Military History. ISBN: 978-1-5017-6739-5.

Seth Bernstein, Associate Professor an der Universität von Florida, zuvor tätig an der Higher School of Economics in Moskau, hat ein Buch zum Thema der sowjetischen Zwangsarbeiterinnen und -ar-

beiter vorgelegt, ein Feld, das schon intensiv bearbeitet worden ist. Hier sei nur die größere Arbeit von Mark Spoerer (*Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945*. München 2001) genannt. Im Unterschied zu Spoerer geht es bei Bernstein gleichgewichtig um die Verhältnisse im Krieg und nach der Rückkehr in die Sowjetunion. Der Autor stützt sich auf publizistische Quellen, Ego-Dokumente und Interviews sowie auf Material des NKVD/MVD in der Ukraine. Als besonderes Anliegen nennt er den Wunsch, Zwangsarbeit nicht nur aus der Sicht der Behörden zu beschreiben, sondern die Erfahrungen der Zwangsarbeit zu „humanisieren“ (S. 5). Indirekt ausgehend von dem Generalverdacht der Kollaboration, unter dem die Angehörigen dieser Personengruppe nach 1944/45 in der UdSSR standen, will der Autor weniger den Fragen nach Schuld oder Unschuld, nach Resilienz und Widerstand der Betroffenen nachgehen, sondern deren Alltag und Überlebensstrategien als Akteure und nicht nur als Opfer rekonstruieren. Da mehr als die Hälfte der zumeist zwangsrekrutierten Arbeitskräfte aus der besetzten Sowjetunion junge Frauen waren und zu einem großen Teil aus der Ukraine kamen, legt der Autor ein besonderes Augenmerk auf die unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen und Männern, ebenso aber auch auf das Verhältnis der Ostarbeiterinnen und -arbeiter zu den insgesamt besser gestellten Arbeitskräften aus Polen und den westlichen Ländern.

Die ersten drei Kapitel sind den Lebensverhältnissen der Ostarbeiterinnen und -arbeiter im Reich gewidmet, die Kapitel 4 bis 8 befassen sich mit den Problemen ihrer Rückkehr in die Sowjetunion. Das 9. Kapitel behandelt die *displaced persons*, die auf keinen Fall in die Sowjetunion zurückkehren wollten. Das 10. Kapitel geht kursorisch auf die Emigrantenmilieus ein, die nach Stalins Tod von den sowjetischen Behörden umworben wurden. Es fällt ein wenig aus dem Rahmen und kann hier unberücksichtigt bleiben.

Die ersten Kapitel über die Lebensverhältnisse im Reich bringen dem Kenner nicht viel Neues. Die Arbeitsbedingungen werden kaum thematisiert. Individuelle Zeugnisse und Ego-Dokumente illustrieren die elenden Lebensbedingungen, verschlimmert durch die mit dem Etikett „OST“ einhergehende Diskriminierung. Einen großen Raum nehmen die unterschiedlichen Formen des Zusammenhalts von Gruppen ein, die das Überleben erleichterten (Barackengemeinschaften, ethnische oder örtliche Herkunftsgemeinschaften etc.). Intensiver als bei Spoerer werden die sexuellen Verhältnisse beschrieben: Sex als Ware („barter“, „commodity“, S. 34), als Chance und als Gefahr. Sexuelle Verhältnisse zu Arbeitern aus dem Westen oder gelegentlich auch zu Deutschen verschafften den Frauen materielle Vorteile und Schutz. Sie konnten aber auch in mehr oder minder erzwungene Prostitution münden. Schwangere Frauen wurden anfangs zurückgeschickt; später wurden ihnen die Babys weggenommen, um sie sterben zu lassen. Die Befindlichkeit der Männer wird kaum thematisiert.

Das Thema der sexuellen Verhältnisse wird in den Kapiteln 4 und 5 wieder aufgegriffen. Hier geht es um das Verhältnis vor allem der Rotarmisten zu den befreiten Ostarbeiterinnen, die oft als Verräterinnen beschimpft und auch sexuell misshandelt wurden. Es gab aber ebenso „normale“ Beziehungen der Protektion und Zuneigung. Eine feste Verbindung oder gar Heirat boten auch hier Schutz vor Willkür und Missbrauch von dritter Seite.

Im 4., 5. und 6. Kapitel geht es um die chaotischen Zustände nach der Befreiung, um den Aufbau einer Repatriierungsverwaltung mit ca. 160 hauptamtlichen Repatriierungs-Funktionären. Behandelt werden die Filtrierung, die politische Überprüfung, um die sehr unterschiedlich langen Zwangsaufenthalte – vor allem von Männern – in Lagern und die hier zu leistende Zwangsarbeit

oder die Einberufung in die Rote Armee, in die kämpfende Truppe oder in Arbeitsbataillone. Die Dauer der Überprüfung und der erneuten Zwangsarbeit sowie der Zeitpunkt der Rückkehr in die Heimat hingen von vielen Faktoren ab. Transportkapazitäten spielten hier eine ebenso große Rolle wie die Überforderung der kontrollierenden und um die Arbeitskräfte konkurrierenden Instanzen. Im Oktober 1945 waren noch über 453 000 Ostarbeiter im Einsatz für die Demontagen in Ostdeutschland (S. 158).

Die in der Regel freiwillig in die Sowjetunion Zurückgekehrten sahen sich dem Generalverdacht der Kollaboration seitens der Bevölkerung ausgesetzt, während die Behörden manchmal sogar protegierend eingriffen. Die polizeiliche Überprüfung sowie die Bespitzelung konnten aber auch noch Jahre nach dem Krieg erfolgen. Die Kontrollverfahren werden im 7. Kapitel anhand einer Gruppe von Zwangsarbeitern veranschaulicht, die sich zeitweise der deutschen Propaganda zur Verfügung gestellt hatten, oder auch an Gruppen, die sich als Widerständler stilisierten. Im beginnenden Kalten Krieg spielte zudem neben Vorwürfen und Anklagen wegen Kollaboration noch der Verdacht der Spionage für die Westmächte eine Rolle.

Das 8. Kapitel enthält eine der interessantesten Fälle. Es geht um Versuche von Heimkehrern – in der Regel von Männern –, ihr Verhalten als Zwangsarbeiter dem Stalinschen Narrativ von Heldentum und Widerstand anzupassen. Bezug genommen wurde dabei auf partiell reale, partiell geschönte Präsentationen eigenen Widerstands. Diese mussten in ausufernden Verhören und Verfahren, auch vor Gericht, beglaubigt werden, wurden aber von den Instanzen als nicht glaubhaft und als irrelevant aufgenommen. Den Repatrianten wurde stattdessen Kollaboration mit dem Feind oder nach 1946/47 Spionage unterstellt. Es ist oft nicht leicht, der Darstellung des Autors durch den Dschungel von Filtrationen, Verhören und widersprüchlichen Zeugenaussagen zu folgen. Diese Darstellung gibt aber einen guten Einblick in die oft verzweifelte Situation der Heimkehrer, von Männern und Frauen, die unter Generalverdacht standen, sich aber als loyale Sowjetbürger präsentieren wollten. Den stalinistischen selbstmörderischen Maßstäben von Heldentum konnten sie niemals gerecht werden. Erst nach Stalins Tod entspannte sich die Lage ein wenig, und Widerstand von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen – hier in der Regel von Männern –, galt nicht mehr grundsätzlich als unmöglich. Seine Rolle ist allerdings im Heldennarrativ des Großen Vaterländischen Krieges bis heute marginal geblieben.

Das vorletzte Kapitel geht auf die verzweifelten Bemühungen der sowjetischen Seite ein, die schätzungsweise 450 000 sowjetischen Staatsbürger – zumeist aus den 1939 annektierten Regionen Ostpolens und der Baltischen Staaten – zur Heimkehr zu überreden. Sie wehrten sich gegen eine Rückkehr in die Sowjetunion. Bis 1949/50 versuchten die sowjetischen Funktionäre vergeblich, die Repatriierung zu erzwingen. Dieses Kapitel liefert auch einige Einblicke in die Arbeitsweise der in den Westzonen eingesetzten Funktionäre, die nicht unempänglich waren für ein „Geschäft“ (S. 212).

Angesichts des bereits vielfach bearbeiteten Themas der Zwangsarbeit und auch der Rückkehr von Kriegsgefangenen sowie Ostarbeiterinnen und -arbeitern erweist sich der Zugang, anhand von Lebensgeschichten die Erfahrungen der Zwangsarbeit und des „kalten Empfangs“ in der Heimat zu „humanisieren“, dort als besonders ertragreich, wo es um Gemeinschaftsbildung, sexuelle Beziehungen und nicht zuletzt um den Versuch der Rückkehrer geht, sich in das Stalinsche Siegesnarrativ einzuschreiben.

JGO 71, 2023/2, 332–335

Ėl' Lisickij

Rossija. Rekonstrukcija architektury v Sovetskom Sojuze. Kommentirovannoe izdanie

[Russland. Rekonstruktion der Architektur in der Sowjetunion. Kommentierte Ausgabe]

Perevod s. nem. O. B. Mičkovskogo. Sost., poslesl. i komment. D. V. Kozlova. Vstup. st. i nauč. red. S. A. Ušakina. S.-Peterburg, Moskva: Izdat. Evropejskogo universiteta, 2019. 149 S., 126 Abb. ISBN: 978-5-94380-259-1.

Im Frühjahr 1928 reiste Ėl' Lisickij nach Deutschland, um an der Vorbereitung der Internationalen Presseausstellung *Pressa* in Köln teilzunehmen, für die er den sowjetischen Pavillon gestaltete. Die Reise nutzte er, um sich mit Architekten, Künstlern und Verlegern zu treffen. Der Schweizer Kunsthistoriker und Publizist Joseph Gantner, der seinerzeit in Frankfurt am Main an der Kunstgewerbeschule lehrte und Schriftleiter der Zeitschrift *Das Neue Frankfurt* war, lud Lisickij ein, an der von Gantner im Wiener Verlag Anton Schroll & Co. herausgegebenen Reihe *Neues Bauen in der Welt* mitzuwirken. Lisickij übernahm nicht nur den Auftrag, die Umschläge für die ersten drei Bände der neuen Reihe zu gestalten, sondern schrieb auch gleich selbst den ersten, 1930 erschienenen Band über Russland. Es folgten die Bände von Richard Neutra *Amerika* und von Roger Ginzburger *Frankreich*. 1931 kamen noch die Bände von Heinrich Kulka über Adolf Loos und 1932 der Band *Die Internationale Werkbundsiedlung Wien 1932* von Josef Frank heraus. Die drei ersten, von Lisickij gestalteten Bände gehören heute weltweit zu den Rara der Antiquariate. Das deutschsprachige Publikum konnte das Buch erstmals wieder 1965 unter dem Titel *1929 Rußland. Architektur für eine Weltrevolution* als Band 14 der Reihe *Bauwelt Fundamente* (Ullstein Verlag) lesen. Herausgeber Ulrich Conrads hatte Werner Hebebrand (1899–1966), der 1930 mit Ernst May in die Sowjetunion gegangen und anders als dieser bis 1937 in Moskau geblieben war, für ein Vorwort gewonnen. Hebebrand schilderte darin die enge Verbundenheit zwischen den ausländischen Spezialisten Hans und Grete Leistikow, dem Ehepaar Schütte-Lihotzky und ihm selbst auf der einen Seite mit den konstruktivistischen Architekten – wie den Vesnin-Brüdern, Nikolaj Ladovskij, Moisej Ginzburg und Ivan Leonidov – und anderen Avantgarde-Künstlern auf der anderen Seite. Dabei kommt er zu folgendem Schluss: „Es war für El Lissitzky ein grausames Schicksal zu erleben, wie all seine großartigen Ideen der zwanziger Jahre, die auch in diesem Buch niedergelegt und zum Teil heute noch von einer überraschenden Zeitnähe sind, geradezu verfemt und ausgemerzt wurden. Aber immer noch suchte er grübelnd nach den ideologischen Gründen für diesen totalen Umschwung allen kulturellen Lebens, obwohl er doch selbst einer der hervorragenden Wegbereiter des sogenannten Funktionalismus war.“ (Werner Hebebrand: *Vorwort zur Neuauflage*, in: El Lissitzky: *1929 Rußland. Architektur für eine Weltrevolution*. Berlin 1965 [= *Bauwelt Fundamente*, 14], S. 5–7, hier S. 6)

Der Ausgabe von 1965 folgten Übersetzungen ins Italienische, Spanische, Englische und Französische. Dem russischsprachigen Publikum, sofern es kein Deutsch las, wurde Lisickijs Buch von 1930 erst mehr als 85 Jahre später zugänglich. Sergej A. Ušakin, 1966 in Tomsk geboren und seit 2006 an der Princeton University tätig, veröffentlichte den aus dem Deutschen übersetzten Text in einer Anthologie mit Texten der russischen Moderne (Ėl' Lisickij: *Rossija. Rekonstrukcija architektury v*

Sovetskom Sojuze, in: Formal'nyj metod. Antologija russkogo modernizma. Tom III: Technologii. Pod red. Sergeja A. Ušakina. Moskva, Ekaterinburg 2016, S. 133–172). Es ist außerordentlich verdienstvoll, dass nunmehr eine gesonderte russischsprachige Ausgabe vorliegt, die auf der Übersetzung von 2016 fußt. Leider erfahren wir nichts über die Übersetzungsprobleme. Da kein russisches Manuskript bekannt ist, muss davon ausgegangen werden, dass Lisickij auf Deutsch geschrieben hatte und dieser Text gewiss von dritter Seite – vielleicht von Joseph Gantner, jedenfalls aber von keinem mit der marxistischen Theorie vertrauten Lektor – durchgesehen wurde. So ist in der Erstausgabe von 1930 von „Unterbau“ und „Überbau“ die Rede (Vgl. Lissitzky: 1929 *Rußland*, S. 9), in der russischen Ausgabe dann richtigerweise von „Basis“ und „Überbau“ (S. 31).

Das hier zu besprechende Buch ist typografisch souverän gestaltet, es übernimmt Umbruch und Gestaltung der Erstausgabe von 1930 und setzt die ergänzenden Texte vom übersetzten Reprint gestalterisch deutlich ab. Während der Kunsthistoriker DMITRIJ V. KOZLOV in seinem Nachwort vor allem die Vermittlerrolle Lisickijs für die Rezeption der russischen Avantgarde in Westeuropa hervorhebt und in einem weiteren Beitrag die grafische Entwicklung seiner Signaturen verfolgt, schildert SERGEJ A. UŠAKIN in seinem Einführungssessay „Kak stroili solnce noči. Èl' Lisickij i proekt utverždenija novogo“ („Wie man der Nacht eine Sonne baut. Èl' Lisickij und das Projekt der Behauptung des Neuen“) die Entwicklung Lisickijs ästhetischen Denkens. Einen wesentlichen Bezugspunkt sieht Ušakin in Lisickijs Auseinandersetzung mit der futuristischen Oper *Pobeda nad Solncem* (Der Sieg über die Sonne) von 1913, für deren für 1920 in Vitebsk geplante Aufführung er Figurinen entwickelte. In Abgrenzung zu Kazimir S. Malevič sei es sein Ziel gewesen, der Gegenstandslosigkeit der suprematistischen Konstruktionen eine bestimmte menschliche Dimension zu verleihen: „In Lissitzkys Interpretation bestand der Sieg über die Sonne nicht in einem totalen Triumph der Gegenstandslosigkeit, sondern in dem, was er ‚die Ergänzung durch neue Formen der materiellen Welt‘ nannte. Das heißt, in einer sehr materiellen Umstrukturierung des Lebens selbst, die mit dem Bau einer potenten Sonne der Nacht enden sollte – trotz aller Todesfälle, Gräben und Panzer.“ (S. 7; dt. Übers. des Rez.) Dann verfolgt Ušakin weiter den Weg Lisickijs mit dessen eigener „prinzipiellen Positivität“ (S. 7) – ausgehend vom Sommer 1920, seit dem er seine quasi-suprematistischen Kompositionen „PROUN“ (für „Projekt für die Behauptung des Neuen“) nennt, über seine Zusammenarbeit mit Il'ja Ėrenburg bei dem 1922 in Berlin erschienenen Journal *ВЕЩЬ – GEGENSTAND – OBJET*, das mit Mart Stam gegründete Journal *ABC. Beiträge zum Bauen* (1924–1928), die *ASNOVA-Nachrichten* (1926), seine realisierten Entwürfe für sowjetische Ausstellungsbeteiligungen im Ausland, seinen Beitrag zur Internationalen Kunstausstellung 1926 in Dresden und sein *Kabinett der Abstrakten* in Hannover 1927 bis hin zu seinem Wirken als Chefgestalter der Ständigen Bauausstellung und der Allunions-Landwirtschaftsausstellung in Moskau, der späteren VDNCh. Zusammen mit Aleksandr M. Rodčenko und Gustav Klucis habe er den „Wortschatz, die Grammatik und die Syntax der sowjetischen visuellen Propaganda“ (S. 15 f.) der 1930er Jahre geschaffen, so mit dem mehrsprachigen Journal *USSR im Bau* oder der Gestaltung von „Parade-Büchern“ (S. 16), aufwändig gestalteten Alben, die dem Jubiläum der Sowjetmacht, der Roten Armee, verschiedenen Industriezweigen oder Regionen der Sowjetunion gewidmet waren.

Angeichts der kundigen Einführung erstaunt es, dass Ušakin das Buch von Lisickij *Die Rekonstruktion der Architektur in der Sowjetunion* „in vielem für zufällig“ (S. 20) hält. Dabei unterstreicht er selbst den inneren Zusammenhang des Buches mit *ВЕЩЬ – GEGENSTAND – OBJET* von 1922 und erwähnt den Zusammenhang mit Lisickijs Aufsatz *SSSR's Architektur* (in: Das Kunstblatt 9

[1925] 2, S. 49–53). Wie schon 1922 unterscheidet Lisickij dort zwischen dem Aufbau des Neuen und der Rekonstruktion, also der aktiven Transformation des Ensembles der bisherigen Lebensbedingungen und erklärt die Entwicklung der sowjetischen Architektur aus der Gegenüberstellung der Analyse des Sehens (Kazimir S. Malevič) bzw. der Taktilität des Materials (Vladimir E. Tatlin) oder etwas später der Geometrie (Moisej Ja. Ginzburg) und der Organik (Konstantin S. Mel'nikov). Anders als in seinem Aufsatz von 1925 *SSSR's Architektur*, als er konstatierte, dass es eine moderne Architektur in Russland noch nicht gebe (S. 49), war die Sowjetunion 1929 nach eigenem Verständnis in die „Rekonstruktionsperiode“ eingetreten. Die Ablösung der Neuen Ökonomischen Politik (NĖP) durch den ersten Fünfjahrplan (1928–1932) wurde allgemein als Periode der sozialistischen Umgestaltung (Rekonstruktion) aller gesellschaftlichen Verhältnisse bezeichnet. (Vgl. z. B. die Unterscheidung zwischen „Wiederherstellungs- und Rekonstruktionsperiode“ auf dem 12. Parteitag der VKP [B] im Juni 1930. Siehe dazu: Josif V. Stalin: *Werke*. Bd. 12. Berlin 1954, S. 154.) Lisickij reklamierte mit seinem 1930 in Wien publizierten Buch die Mitwirkung der modernen Architektur und damit die Mitdefinition der Ziele dieser Rekonstruktion: „Nicht nur konstruieren, sondern rekonstruieren. [...] Die neue Architektur baut bei uns nicht [durch den Krieg] Unterbrochenes weiter aus, sie steht an einem Anfang und hat nicht nur zu konstruieren. Ihre Aufgabe ist es, die neuen Lebensbildungen zu erfassen, um aktiv durch entsprechende Baugestaltungen an dem gesamten Werden der neuen Welt teilzunehmen. Die Sowjet-Architektur ist zur Rekonstruktion geschritten.“ (Lissitzky: 1929 *Rußland*, S. 9).

Was Ušakin Lisickijs Buch als „in vielem zufällig“ erscheinen lässt, ist die Ausblendung der gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen und der institutionellen Akteure in Architektur und Politik: 1922 reiste Lisickij im Auftrag der Kommunistischen Internationale nach Berlin und Westeuropa. Nach eigenem Verständnis brachte er nicht die Kunst, sondern den Kommunismus in den Westen. Das Konzept der Weltrevolution ließ sich mit der Erneuerung der Kunst verbinden, ja schien von ihr wesentlich mit angestoßen. Wie Lisickijs Aufsatz *SSSR's Architektur* von 1925 beweist, gründete die Positionierung der sowjetischen Avantgarde gleichermaßen in innenpolitischen Kontroversen wie im internationalen Austausch. Ein Jahr später erschien Ginzburgs Aufsatz *Meždunarodnyj front sovremennoj architektury* (in: *Sovremennaja architektura* 1 [1926], 2, S. 41–46), in dem er eben diese „Internationale Front der modernen Architektur“ skizzierte, und 1928 wurden endlich die CIAM (Internationale Kongresse Moderner Architektur), eine Art „Internationale der Architekten“ (*Das Neue Frankfurt* 4 [1930] 11, S. 241 f.), gegründet. Auch das Buch *Die Rekonstruktion der Architektur in der Sowjetunion* ist nur aus dieser doppelten Perspektive zu verstehen. Das im Oktober 1929 in Moskau abgeschlossene Manuskript muss vor dem Hintergrund der seit Anfang 1929 heftig geführten Architektur-Debatte gelesen werden, die in der Sowjetunion ausgebrochen war, nachdem alle modernen Entwürfe im Wettbewerb für die Moskauer Lenin-Bibliothek ausjuriert wurden. Nach dem April-Plenum 1929 und der von Stalin vertretenen Losung von der „allgemeinen Verschärfung des Klassenkampfes“ erhoben schließlich parteitreue Architekten die Forderung nach einer „proletarischen Architektur“, wurden die modernen Strömungen als „ultralinker Konstruktivismus, der auf unseren Boden die Architektur des Großkapitals (Corbusier, Bauhaus in Dessau [...]) übertrug,“ (Vasilij N. Simbircev: *Itogi goda*, in: *Stroitel'stvo Moskvy* [1929] 11, S. 2) denunziert. Lisickijs Text von 1929 war an das ausländische Publikum adressiert, es stellte die seinerzeit (noch) dominierenden Tendenzen der modernen sowjetischen Architektur vor und suchte Unterstützung im Westen. Lisickij und Ginzburg waren zum Gründungskongress der CIAM 1928

in La Sarraz eingeladen und wurden, obgleich Ginzburg nur bis Berlin kam, weil er kein Einreisevisum in die Schweiz erhalten hatte, und Lisickij wegen seiner Tuberkulose nicht reisen durfte, danach als Vertreter der sowjetischen CIAM-Gruppe betrachtet. Beim 2. CIAM-Kongress 1929 in Frankfurt am Main sollte beschlossen werden, den nächsten Kongress in Moskau abzuhalten. Allein das Telegramm der sowjetischen Botschaft in Berlin kam für die Einladung zu spät. Lisickijs Buch diente der Vorbereitung des Moskauer Kongresses. Es war Teil des Kampfes gegen „diesen totalen Umschwung allen kulturellen Lebens“ seit Anfang der 1930er Jahre. Hebebrand hatte das noch im Hinterkopf, als er 1965 sein Vorwort verfasste.

THOMAS FLIERL

Berlin

JGO 71, 2023/2, 335–338

The Central Asian Revolt of 1916. A Collapsing Empire in the Age of War and Revolution

Ed. by Aminat Chokobaeva, Cloé Drieu and Alexander Morrison. Manchester: Manchester University Press, 2020. XIX, 360 S., 2 Ktn., 2 Tab., 1 Abb. ISBN: 978-1-5261-2942-0.

Wie die Herausgeberinnen und Herausgeber des Sammelbandes in ihrer Einleitung mit einigem Recht hervorheben, hat der Nomaden-Aufstand von 1916 in Russisch-Zentralasien bisher seitens der historischen Forschung in der angelsächsischen und frankophonen Welt nur wenig Aufmerksamkeit gefunden. Ob er auch, wie ein zeitgenössischer Beobachter zitiert wird, mit der Wucht eines Erdbebens Turkestan vom 17. in das 20. Jahrhundert versetzt hat, sei dagegen dahingestellt. Ein Menetekel, ein Zeichen für die Krise von Kolonialismus und Imperialismus auf globaler Ebene, war die Revolte aber wohl schon. Die 100. Wiederkehr des Ereignisses bot daher Anlass, 2016 in Bischkek eine von der örtlichen American University of Central Asia und dem Institut Français d'Étude sur l'Asie Centrale organisierte Konferenz zum Thema zu veranstalten, zumal die Öffnung der Archive nach dem Ende der UdSSR neue Einsichten in die revolutionären Ereignisse ermöglicht hat. Vorträge der Tagung, um weitere Beiträge ergänzt, liegen nun als Buch vor. Es soll auch eine Ergänzung bzw. Korrektur der zahlreichen Interpretationen in der Geschichtsschreibung bieten, die am Beispiel des Aufstandes mehr oder weniger das Klassenbewusstsein-Narrativ der sowjetischen Historiographie variieren oder dieses durch ein neues – die problematische Wertung als nationale Befreiungsbewegung – zu ersetzen versuchen. Eine solche Sichtweise ist – so heißt es in der Einleitung – schon deshalb nicht plausibel, da die Revolte nicht nur im Siebenstromland (russ. Semireč'e) ausgebrochen sei, sondern ganz Zentralasien erfasst habe, was allerdings eine etwas bedenkliche Verallgemeinerung des Phänomens darstellt. Dagegen ist den Autorinnen und Autoren zuzustimmen, dass die Beschränkung auf den nationalen Aspekt weder den auch lokalen Dynamiken geschuldeten Aufständen noch deren häufig beobachteter Spontanität gerecht wird.

Der Sammelband vereint neben einer ausführlichen Einleitung der Herausgeberinnen und Herausgeber vierzehn Beiträge, die sich durch die erfreuliche Tatsache auszeichnen, vor allem auf intensiven Archivforschungen in Moskau, St. Petersburg, Almaty, Bischkek und Taschkent zu beruhen, unterschiedlichen methodischen Ansätzen zu folgen und ein weites Spektrum von Regionen, Wahrnehmungen sowie politisch-ideologischen, ethno-kulturellen, ökonomischen, siedlungsgeschichtlichen und literarisch-rezeptionsästhetischen Aspekten zu untersuchen.

TOMOHIKO UYAMA (Hokkaido), TATIANA KOTIUKOVA (Moskau) und NICCOLÒ PIANCIOLA (Hongkong) gehen in ihren Beiträgen der Frage nach den Gründen des Aufstandes nach – von der Aufhebung der Freistellung der Zentralasien von der Wehrpflicht vor dem Hintergrund der Kriegsentwicklung über regionale Zusammenhänge bis hin zum Konnex von Krieg und aufkommenden revolutionären Unruhen. Die spezifischen Faktoren, die in einzelnen Großregionen wie im Bezirk Džizak (usb. Jizzax), im Siebenstromland und in der Kasachensteppe ganz wesentlich zur Entstehung der Revolten beigetragen haben, sind Gegenstand ausführlicher Darlegungen und Analysen von AMINAT CHOKOBAEVA (Nur-Sultan, aktuell wieder Astana), AKMAL BAZARBAEV (Taschkent), CLOÉ DRIEU (Paris), ABLET KAMALOV (Almaty) sowie XAVIER HALLEZ und ISABELL OHAYON (beide Paris). Die drei zuletzt Genannten beschreiben zudem die Revolten von 1916 nicht als isoliertes Einzelereignis, sondern ordnen sie in den historischen Kontext vorangegangener und später noch folgender Aufstände in Zentralasien und deren gewaltsamer Niederschlagung – genannt sei hier beispielhaft die Massakrierung der Taranči 1918 durch Sowjettruppen – ein. OYBEK MAHMUDOV (Taschkent), JÖRN HAPPEL (Hamburg) und ALEXANDER MORRISON (Oxford) untersuchen in ihren Studien die virtuelle Realität, welche die Wahrnehmung der kolonialen Verhältnisse durch die zarischen Beamten bestimmte. Sie zeigen, wie Ängste, Gerüchte und Gewaltanwendung sich wechselseitig bedingten und politische Fehlentscheidungen schließlich zur „home grown catastrophe“ (S. 139) führten, aber auch, dass die Straffaktionen nach der Niederschlagung der Aufstände kein Ende nahmen und schon den Weg für die Gewalt im späteren Bürgerkrieg bereiteten.

Einer der zentralen Akteure unter den Kolonialisten war Aleksej N. Kuropatkin, seit 1916 Generalgouverneur von Turkestan und verantwortlich für die Niederschlagung der Erhebung, die Hunderttausenden von Menschen das Leben kostete. Im Beitrag „Violent acculturation. Alexei Kuropatkin, the Central Asian Revolt, and the long shadow of conquest“ von IAN W. CAMPBELL (St. Andrews) wird Kuropatkin als typischer Vertreter des Imperiums an der kolonialen Peripherie beschrieben, der beim ersten turkestanischen Generalgouverneur Konstantin Petrovič fon Kaufman und bei General Michail Dmitrievič Skobelev, dem brutalen Besieger der Jomud-Turkmenen, Herrschaftsausübung durch rücksichtslose Gewaltanwendung gelernt habe.

Drei Beiträge sind schließlich der literarischen Verarbeitung der Ereignisse gewidmet. JIPAR DUISHEMBIEVA (Seattle) analysiert die epische Resonanz der traumatischen Erfahrungen von tödlicher Unterdrückung, Flucht, Gewalt, Tod und Vertreibung in der mündlich tradierten Poesie von Kirgisen und Kasachen. Eine schriftlich überlieferte kirgisische Verserzählung über Rebellion und Exil, verfasst von Musa Tschaghataj uulu, wird mitsamt englischer Übersetzung plus Kommentar von DANIEL PRIOR (Miami) in seiner knappen Studie vorgestellt, während DANIELLE ROSS (Logan) sehr anschaulich beschreibt, wie orale kasachische Literatur von sowjetischen Funktionären ideologisch missbraucht wurde. Mythen von der Gründung einer nationalen sowjetisch-kasachischen Republik und von einer angeblichen sowjetisch-kasachischen Identität wurden erdacht, um eine Verbindung zur Revolution und zum Gründungsmythos der UdSSR herzustellen.

Kommen wir nun zur zentralen Frage, ob und inwieweit der Aufstand von 1916 eine nationale Erhebung bzw. die zentralasiatische Form des Klassenkampfes war, der der Russischen Revolution vorausging. Die sowjetische Historiographie der 1920er Jahre apostrophierte zunächst den Aufstand als nationalen Befreiungsversuch, der, so die Herausgeberinnen und Herausgeber, gegen die russische Präsenz in Zentralasien insgesamt gerichtet gewesen sei und daher auch die Siedler als Akteure des Imperiums betrachtete. Da aber aus bekannten Gründen die Oktoberrevolution keine gemeinsame Basis für einen sowjetischen Gründungsmythos liefern konnte, bediente man sich der Erhebung von 1916, um so die Bolschewiki in Moskau, die neuen politischen Eliten Zentralasiens und die „werk tätigen Massen“ der Region mit einzubinden. Später sollte sich – auch aufgrund neuer quellenbasierter Studien – die Interpretation des Aufstandes ändern, ohne dabei aber die jeweils aktuelle Facette der Ideologie auszublenden. Das lässt sich nicht nur an der Entwicklung der Geschichtsschreibung in der Kasachischen SSR ablesen.

Was lernen wir aber aus den im vorliegenden Band präsentierten Studien und Abhandlungen? Zunächst einmal, dass in den Archiven Moskaus und der zentralasiatischen Nachfolgestaaten der UdSSR immer noch genügend Material zu finden ist, das bisherige Gewissheiten über die russisch-mittelasiatischen Beziehungen in Frage stellt. Denn obgleich die hier versammelten Beiträge ganz unterschiedliche Fragestellungen thematisieren und regionale Besonderheiten in den Blick nehmen, fügen sich ihre Befunde zu einem neuen Gesamtbild zusammen. Dabei mag man Zweifel haben, dass der Aufstand tatsächlich ein Prolog für den nachfolgenden Kollaps des Imperiums war, er warf aber ein erhellendes Licht auf das nie wirklich von Russland als Kolonie wahrgenommene Turkestan und dessen prekäre Verhältnisse.

Die Verordnung (*ukaz*) vom 25. Juni 1916 zur Aushebung von Arbeiterbataillonen evozierte Folgen, die offenbar von den zarischen Behörden nicht vorhergesehen worden waren, und zwar auch deshalb nicht, weil die in der Mehrheit wenig für die Belange der Bevölkerung sensibilisierte Beamtenschaft die zentralasiatischen Untertanen nicht wirklich kannte, ihre Ängste und Bedürfnisse daher kaum zur Kenntnis nahm oder sie bewusst missachtete. Dementsprechend war eine Folge der Verordnung, dass die seit der russischen Eroberung der Region problematische Kolonisierungspolitik auf Kosten der Nomaden, deren stete Gravamina gut dokumentiert sind und selbst von zarischen Verantwortlichen nicht bestritten wurden, noch verschärft wurde. Dies zeigte sich besonders im Siebenstromland, das – zudem mit seinen peripheren Teilen an China grenzend – Fluchtort war, auf Grund seiner politischen Situation und seiner komplexen ethnischen Gemengelage aber keine echte Zufluchtsstätte sein konnte. Auch ökonomische Bedrängnisse – seien es Requirierungen von Vieh und Pferden, seien es tatsächliche oder befürchtete materielle Einbußen im Falle der Abwesenheit der für das Einkommen der von Landwirtschaft und Viehzucht lebenden Familien so wichtigen Männer – haben in einzelnen Regionen genauso eine Rolle gespielt wie die Befürchtung, als Soldaten an der Front den Tod zu finden. Von einem wie immer gearteten nationalen Aufbruch konnte genauso wenig die Rede sein wie von einer islamischen Erhebung gegen die Fremdherrschaft der Ungläubigen. Dass *Ischane* oder muslimische Geistliche von desorientierten oder hilflosen Gläubigen in der alle bewegenden Angelegenheit um Rat gefragt wurden, konnte zu unklaren Antworten bzw. Missverständnissen führen und zur Erregung der aufgebrachtten Bevölkerung beitragen, wie an manchen dokumentierten Beispielen deutlich wird. Auch wenn europäische Siedler Opfer von Gewaltaktionen wurden, der Konflikt zwischen Nomaden und eingewanderten Bauern war kein Auslöser für die Aufstände.

Die angeführten Spannungen konnten punktuell an Brisanz gewinnen und in einer Verschärfung bzw. im offenen Ausbruch unterschwellig vorhandener Konfliktkonstellationen resultieren. Insofern waren es etliche Faktoren und Befindlichkeiten, die einzeln betrachtet kaum über eine bedrohliche Qualität verfügten, die aber in ihrer Vielzahl und Gleichzeitigkeit zur systembedrohenden Revolte führten. Denn die kaiserliche Verordnung (*ukaz*) vom 25. Juni 1916 schien die zentralasiatische Bevölkerung in einen Krieg hineinzuziehen, der sie lange nicht tangiert hatte und von vielen abgelehnt wurde, die nun von der Einberufung bedroht waren. Wie in verschiedenen Beiträgen des Sammelbandes überzeugend herausgearbeitet, haben sowohl die Behörden in Petrograd wie die zarischen Militärs in Turkestan bei der Art der Übermittlung des Zarenerrlasses sträflich fahrlässig gehandelt und die möglichen Konsequenzen nicht erwogen. Da auch alle Beschwichtigungs- und Erklärungsversuche der Verantwortlichen im Generalgouvernement die einheimische Bevölkerung nicht mehr erreichen konnten bzw. auf taube Ohren stießen, war die Katastrophe nicht mehr zu vermeiden. Das Imperium hatte seine Kolonie bereits verloren.

Der vorliegende Sammelband vereint auf seinen Seiten viele bisher wenig bekannte Aspekte, Besonderheiten und Fehlentwicklungen der zarischen Kolonialpolitik in Turkestan (*Turkestanskij kraj*) und erweitert unser Wissen darüber erheblich. Die Publikation ist mit einer hilfreichen Überblickskarte Russisch-Turkestans, einem Glossar, einer Auswahlbibliographie und einem Index ausgestattet. Das Buch ist Lehrenden und Studierenden sehr zu empfehlen.

RUDOLF A. MARK
Hamburg

JGO 71, 2023/2, 338–340

Molly Pucci

Security Empire. The Secret Police in Communist Eastern Europe

New Haven, CT, London: Yale University Press, 2020. XIV, 378 S., 16 Abb. ISBN: 978-0-300-24257-7.

In ihrer von Norman Naimark betreuten Dissertation betrachtet Molly Pucci die Geschichte der Geheimpolizei in Osteuropa während der kommunistischen Herrschaft. Der Schwerpunkt liegt auf dem ersten Jahrzehnt nach dem Beginn der kommunistischen Machtübernahme in Polen, in der Tschechoslowakei und in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) beziehungsweise DDR. Hier schufen die Kommunisten spezifische, den historisch gewachsenen Verhältnissen jeweils angepasste Unterdrückungsapparate. Diese zeichneten sich dadurch aus, dass sie sich allesamt spätestens von 1948/49 an der Geheimpolizei als Herrschaftsinstrument bedienten.

Der Transfer des sowjetischen Modells erfolgte aber nicht als dessen Transplantation, sondern in einem Prozess unvollkommener und „ungenauer Übersetzung“ („imperfect translation“, S. 5). Dabei war das Herrschaftsinstrument „Geheimpolizei“ keineswegs unpersönlich und monolithisch, sondern bestand aus „active pursuers of a radical political and social agenda, sometimes for ideological and other times for deeply personal reasons – mostly for both“ (S. 3). Daher werden die

Verhältnisse in Polen, in der Tschechoslowakei sowie in der SBZ beziehungsweise DDR mittels eines personengeschichtlichen Ansatzes miteinander verglichen. Vom Führungspersonal bis hin zum „einfachen Fußvolk“ untersucht Pucci, „who they were, why they joined the service, and how these institutions evolved in the 1940s and early 1950s“ (S. 3). Auf diese Weise versucht die Verfasserin die Lebenswelt („interpersonal relations, status, economic standing“) der von ihr untersuchten Akteure herausarbeiten, wobei ihr besonderes Augenmerk den Aspekten „socialization, training, and service“ (S. 10 f.) gilt. Darüber hinaus betrachtet Pucci vor allem die unterschiedlichen Sprachgewohnheiten der Geheimdienstmitarbeiter.

Pucci hat (Archiv-)Quellen in fünf Sprachen herangezogen und stützt sich auf Materialien der 1940er bis 1980er Jahre. Anhand von Personalakten, Verhörprotokollen, behördlichen Schreiben, persönlichen Briefen und Memoiren gelingt es ihr, die Sichtweise zahlreicher Akteure, deren Selbstbilder, Erwartungen, Konkurrenzkämpfe – und mitunter auch deren Enttäuschungen und Missgeschicke – anschaulich zu machen.

Die Studie ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil über „Postwar as Revolution“ (S. 23 ff.) erstreckt sich von 1945 bis 1948/49, der zweite über „Transnational Stalinism, and the Creation of the Eastern Bloc“ (S. 151 ff.) von 1949 bis 1954.

Im ersten Kapitel behandelt die Verfasserin Polen, „where the communists declared war on the London government-in-exile and its military“ (S. 20). Nach dem Ende der nationalsozialistischen Besatzung, in einer chaotischen, von Gewalt und dem leichten Zugang zu Waffen geprägten Lage, setzten die Kommunisten in diesem Kampf um die Macht im Land ihren Sicherheitsapparat ein. Der Umgang mit und das Erfahren von Gewalt spielte dabei gleich mehrfach eine Rolle: als Rechtfertigung dafür, Gewalt gegen Gegner selbst immer rücksichtsloser anzuwenden, und als Erlebnis, welches die Persönlichkeit der Geheimpolizisten veränderte. Deren Brutalität beruhte der Verfasserin zufolge auch darauf, dass viele zuvor Zwangsarbeiter in Deutschland gewesen waren (S. 61). Im zweiten Kapitel blickt Pucci auf die Entwicklung in der Tschechoslowakei, wo die Geheimpolizei auf einen parteiinternen Dienst der Kommunistischen Partei zurückging und zunächst keine vergleichbar große Rolle spielte; erst bei der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 machten sich Aktionskomitees mit Eifer daran, die verbliebenen Nichtkommunisten aus ihren Stellungen zu entfernen. Im dritten Kapitel geht die Verfasserin auf die SBZ ein, wo die als K 5 bezeichneten kriminalpolizeilichen Abteilungen einen radikalen Neuanfang markierten. Sie unterstützten die Besatzer bei ihren Ermittlungen gegen frühere Nationalsozialisten und bei der Aufklärung des sozialen Hintergrunds zahlreicher weiterer Personen, die in der Verwaltung tätig waren.

Von 1948 an ging es nicht mehr um den jeweils eigenständigen Weg zum Sozialismus. Dessen Uniformierung verfolgt Pucci im zweiten Teil des Werks als Prozess kommunistischer Staatsbildung. Er ging einher mit der rasanten Zunahme des Personals im Sicherheitsapparat, der Ausdehnung geheimpolizeilicher Maßnahmen auf den sozioökonomischen Bereich und massenhaften Repressionen gegen vermeintliche Staatsfeinde. Wie sie im vierten Kapitel über die Entwicklung in Polen zeigen kann, führte das Regime einen „Krieg gegen die Kriminalität in den Sicherheitskräften“ (S. 21), um die einfachen Bediensteten im Sold des Ministeriums für Öffentliche Sicherheit (MBP) und in der volkspolnischen Miliz zu disziplinieren. Demgegenüber trugen in der Tschechoslowakei junge Staatssicherheitsbeamte Material gegen ihre höherrangigen Kollegen zusammen, ehe diese der Verfolgung ausgesetzt, verurteilt und zum Teil sogar hingerichtet wurden, wie die Verfasserin im fünften Kapitel darlegt. Im sechsten Kapitel schildert Pucci die Zustände in der Sta-

si, die im Februar 1950 in der DDR geschaffen worden war, wobei sie ausführlich auf die Rolle der sowjetischen Sicherheitskräfte bei der Niederschlagung des Aufstands vom 17. Juni 1953 eingeht. Dieser engte die Handlungsspielräume der in der DDR politisch Verantwortlichen erheblich ein, war der Staat DDR doch ohne den Rückhalt, den die kommunistischen Machthaber von der Sowjetunion erfuhren, offenkundig zum Scheitern verurteilt.

Das letzte Kapitel widmet Pucci einer Reflexion über Geschichte und Erbe der drei Staatssicherheitsdienste. Deren Bedienstete hatten keineswegs das gleiche Schicksal, denn ihr Handeln war das Ergebnis von Anpassungsleistungen, aus Lebenserfahrungen geschöpften persönlichen (ideologischen) Überzeugungen und bewussten Entscheidungen.

Kleinere Defizite sind hier auch zur Sprache zu bringen, etwa wenn bei Angaben über untersuchte Akteure die Staatsangehörigkeit („Soviet“) und die ethnische Zugehörigkeit (nationale Identität) vermischt wird (S. 44). Die zuletzt genannte Zuordnung erfolgt zudem allzu schematisch, da sich multiple Identitäten, welche die Verfasserin durchaus anhand von Beispielen anspricht, in Eindeutigkeit suggerierenden Zahlen nicht ausdrücken lassen. Unzutreffend ist die Behauptung, es hätten „200 000–300 000 polnisch-jüdische Kommunisten den Krieg in der UdSSR verbracht“ (S. 46), denn unter den aus Polen in die Sowjetunion geflohenen Juden waren die Kommunisten nur eine kleine Minderheit. Während die Verfasserin die Zahl der vertriebenen Deutschen mit 14 Millionen Menschen angibt (S. 25), was die Lage bei Kriegsende nicht wirklich widerspiegelt, führt sie aus, Deutschland habe im Krieg 5,6 Millionen seiner Staatsangehörigen verloren, was 7 % seiner Vorkriegsbevölkerung entsprechen würde. Allerdings bleiben dabei die außerhalb der Reichsgrenzen geborenen „Volksdeutschen“ unberücksichtigt, und sie werden von den „Reichsdeutschen“ auch nicht in ausreichendem Maße abgehoben (S. 61). Der (anti-)jüdische Faktor wird in Bezug auf Volkspolen manchmal einbezogen, etwa wenn die Verfasserin Józef Róžański als einen der führenden Geheimdienstler – in einem insgesamt doch lückenhaften Biogramm – herausstellt (S. 45–47). Bei dem Überläufer Józef Światło, der 1915 als Isaak Fleischfarb in der Ukraine zur Welt kam, unterbleiben Informationen, die Friktionen zwischen seiner jüdischen Herkunft und der Einschätzung hinsichtlich seiner zuverlässigen Einsetzbarkeit in den Staats- und Sicherheitsbehörden thematisieren würden. Ungewöhnlich erscheint, dass die in der englischsprachigen Literatur als Polish Army in the USSR oder Polish People's Army bekannte Berling-Armee hier als „First Polish Military“ bezeichnet wird (z.B. S. 34). Die Angaben über den polnischen General Władysław Anders – „the army general who commanded Polish troops in the Second World War“ – sind ungenau (S. 338, Anm. 105).

Molly Pucci, die an der Universität Dublin (Trinity College) lehrt, meldet zu Recht Zweifel daran an, dass die drei von ihr ins Auge gefassten Staaten „were as similar to each other and the Soviet model as they claimed to be“ (S. 2). Ihre Staatssicherheitsdienste waren keine von willenlosen Apparatschiks bevölkerten Institutionen, vielmehr wurden diese von Persönlichkeiten mit ihrer eigenen, mit der von ihnen erlebten Zeitgeschichte eng verwobenen Erfahrungswelt geprägt.

JGO 71, 2023/2, 341–343

Filip Gańczak

„Polen geben wir nicht preis“. Der Kampf der DDR-Führung gegen die Solidarność 1980/81

Paderborn: Schöningh, 2020. XXVI, 380 S., 4 Abb. ISBN: 978-3-506-70428-3.

„Die DDR findet sich bekanntlich im Zentrum Europas – wir haben den deutschen Imperialismus vor uns und hätten möglicherweise ein kapitalistisches Polen in unserem Rücken. Heute schon müssen wir den Kampf an zwei Fronten führen – wir müssen uns mit der BRD und mit Polen auseinandersetzen.“ (S. 57) Dies sagte Erich Honecker während eines Gesprächs mit Leonid Breschnew und Gustáv Husák im Mai 1981. Honecker und die Führungskreise der DDR sahen die Entwicklungen in der Volksrepublik Polen ab Herbst 1980 und insbesondere die unabhängige Gewerkschaft Solidarność als Gefahr für die Stabilität des eigenen Landes und des Ostblocks insgesamt und versuchten, sie um jeden Preis zu unterdrücken. Eine Militärintervention in Polen wurde zu diesem Zwecke nicht ausgeschlossen. Die Politik der DDR-Regierung gegenüber der Volksrepublik Polen in den Jahren der Solidarność-Revolution, mit der sich der polnische Historiker und Politikwissenschaftler Filip Gańczak in *„Polen geben wir nicht preis“* beschäftigt, ist in der Forschung nicht unbekannt. Diese Problematik wurde bereits analysiert, es fehlte aber eine monographische Darstellung. Umso mehr ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur Erforschung dieses kritischen Moments in der Geschichte der DDR, der deutsch-polnischen Beziehungen und der Verhältnisse innerhalb des Ostblocks.

In der Monographie, die eine Übersetzung des 2017 auf Polnisch veröffentlichten Originals ist, systematisiert Gańczak die in der Literatur verfügbaren Informationen, führt neue Befunde auf der Basis von Dokumenten ein und nimmt „eine Analyse der Entscheidungsmechanismen“ in der DDR vor (S. XIII). Die wichtigsten Resultate des Buches befinden sich in Kapitel 2, das die Lage in Polen aus der Sicht der DDR-Führungskreise analysiert, sowie in den Kapiteln 3 bis 6, die Honeckers vier grundlegende Vorgehensweisen gegenüber Polen – Isolierung, wirtschaftliche Unterstützung, militärische Intervention und Drängen auf Einführung des Kriegszustands – darstellen.

Gańczak baut seine Arbeit auf der Entscheidungstheorie des polnischen Politikwissenschaftlers Ziemowit Pietraś auf. Er wendet diese nicht nur bei der Formulierung der Forschungsfragen an, sondern auch bei der Strukturierung des Buches. Deswegen ist das Narrativ nicht chronologisch – die gleichen Ereignisse werden durch den Autor mehrmals beschrieben, und die vier oben genannten Vorgehensweisen der DDR-Führung werden aus der Perspektive der Entscheidungstheorie beleuchtet. Die Erzählweise des Buches ist deswegen eher statisch und zeigt unzureichend, wie sich die Einstellung der ostdeutschen Führung mit der Zeit verändert hat. Das mehrfache Berichten derselben Ereignisse und Fakten hat zur Folge, dass der Leser nicht weiß, welche Momente als bedeutsam und welche als unwichtig anzusehen sind. Das Kalendarium am Ende des Buches, in dem sowohl Ereignisse in Polen als auch die ostdeutschen Reaktionen erwähnt sind, hilft dabei nicht. Ein chronologisches Narrativ hätte dem Autor geholfen, auf aus seiner Perspektive in der bisherigen Forschung unbekannte oder wenig beachtete Aspekte hinzuweisen und auf diese Weise klarer herauszuarbeiten, welche seiner Inhalte Originalität beanspruchen können.

Da der Fokus auf Entscheidungen für bestimmte Vorgehensweisen liegt, und zwar auch auf solchen, die – wie die militärische Intervention in Polen – nie verwirklicht wurden, geraten die allgemeinen Ziele der DDR-Machthaber in den Hintergrund. Das kurzfristige Ziel war die Beendigung der *Solidarność*-Bewegung, das eher langfristige war es, die polnischen Kommunisten „auf Linie zu bringen“, um zum einen die ideologische Sicherheit für die DDR-Führung zu gewährleisten und zum anderen die wirtschaftliche Stabilität der DDR-Volkswirtschaft zu sichern. Immerhin war Polen ein wichtiges Transitland zwischen der DDR und der UdSSR, von deren Rohstoffen die DDR abhängig war. Die genannten Ziele sollten durch parallel angewendeten ökonomischen und psychologischen Druck erreicht werden. Die von der DDR-Führung getroffenen Entscheidungen für bestimmte Vorgehensweisen, die Gańczak in unterschiedlichen Kapiteln separat betrachtet, sind für die Leserinnen und Leser leider nur schwierig zu einem Gesamtbild zusammenzuführen.

Kapitel 1 hat eine Analyse der Führungsgremien der DDR im Bereich der Außenpolitik und ihrer Personalpolitik zum Gegenstand. Gańczak liefert hier u. a. eine akribische Untersuchung der Personen, mit denen offizielle und inoffizielle Posten und Stellen in Polen von der DDR-Führung besetzt wurden (S. 29–36), was für zukünftige Forschungen besonders nützlich sein dürfte. Zu denken ist dabei vor allem an das Personal in der Botschaft und in den Konsulaten sowie beim DDR-Nachrichtendienst. Obwohl Gańczak zu dem Schluss kommt, dass Erich Honecker höchstpersönlich die Mehrheit der Entscheidungen bezüglich der Politik der DDR gegenüber Polen traf, charakterisiert er den SED-Generalsekretär recht oberflächlich. Dies verwundert insofern nicht, als die Monographie insgesamt aus einer stark institutionellen Perspektive heraus geschrieben ist. Dementsprechend bleiben die darin genannten ostdeutschen Akteure auf allen Handlungsebenen auffällig blass, als hätten sie weder über persönliche Eigenschaften noch über politische Überzeugungen verfügt.

Unter den Kapiteln, die die ostdeutschen Entscheidungen gegenüber Polen beschreiben, verdienen die Kapitel 5 und 6 besonderes Interesse. Gańczak legt sich nicht eindeutig fest, wie wahrscheinlich eine militärische Intervention in Polen 1980 oder 1981 tatsächlich war, aber er weist nach, dass sich die Nationale Volksarmee der DDR auf einen Einmarsch in Polen ernsthaft vorbereitete (Mobilisierung, Militärübungen, Versorgung, Schulungen für Offiziere, geheime Erkundung vor Ort in Polen). Er zeigt auch auf überzeugende Weise, wie die Interventionspläne der DDR an der Ablehnung durch die Sowjetunion und ihrer Verbündeten im Ostblock scheiterten. Stattdessen wurde auf Polen massiver nichtmilitärischer Druck ausgeübt. So führt Gańczak in Kapitel 6 aus, wie sich das Ministerium für Staatssicherheit der DDR bemühte, in Polen Personen zur Informationsgewinnung anzuwerben, dass diese Bemühungen aber nicht den gewünschten Erfolg zeigten. Durch die Kontakte, die das Ministerium in Polen pflegte, sei es nicht möglich gewesen, ein objektives Bild von der Situation vor Ort zu gewinnen oder gar die Meinungsbildung in der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei zu beeinflussen. Auch die polnischen Staats- und Parteifunktionäre gaben gegenüber ihren jeweiligen DDR-Gesprächspartnern keine nützlichen Informationen preis oder erzählten diesen, was diese erwarteten. Bei der Bewertung dieser Vorgänge ist Gańczak sehr vorsichtig und sachlich. So zieht er keine weitgehenden Schlussfolgerungen aus den Berichten, die Ostdeutsche im Dienst der DDR über die Lage in Polen nach Ostberlin abliefern.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das hier rezensierte Buch trotz aller geäußerten Kritik eine Bereicherung für die Forschung über die Polenpolitik der DDR zu Beginn der 1980er Jahre darstellt. Der Autor hat in ansprechender Art und Weise und auf breiter Quellenbasis die

bisherigen Hypothesen verifiziert und unser Wissen zum Thema wesentlich erweitert. Somit ist das Buch ein positives Beispiel für die aktuelle politikwissenschaftlich orientierte Geschichtsschreibung in Polen.

JAKUB SZUMSKI

Jena/Warszawa

JGO 71, 2023/2, 343–344

Michael Galbas

Pflichterfüllung. Erinnerungen an den sowjetischen Afghanistankrieg in Russland

Wien, Köln: Böhlau, 2022. 426 S., 15 Abb., Tab. = Osteuropa in Geschichte und Gegenwart, 10. ISBN: 978-3-412-52507-1.

„Während diese Zeilen entstehen, verteidigt sich die Ukraine militärisch gegen die Invasion der russischen Armee.“ (S. 11) Bitterer können gegenwärtige Anknüpfungspunkte historischer Kriegsfor- schung kaum sein. Dabei war der ursprüngliche Aktualitätsbezug für die Publikation ein anderer: der Abzug der NATO-Truppen 2021 aus Afghanistan, der keinen befriedeten Staat hinterließ, und dessen fatale Konsequenzen für beschämende Bilder und Berichte in den Medien sorgten, auch in Deutschland.

Der gegenwärtige Krieg in der Ukraine überformt somit auch die Kriegserinnerungen aus dem sowjetischen Afghanistaneinsatz. Inwieweit sie schon seit Jahren in Russland staatlich instrumen- talisiert und einer „glorifizierenden Homogenisierung“ (S. 355) unterworfen wurden, kann man bei Galbas nachlesen. Hunderte Denkmäler sowie ein eigener Gedenktag förderten die „soziale und kulturelle Militarisierung Russlands“ während Putins Amtszeit (S. 225). Galbas untersucht insbesondere die „Wechselwirkungen zwischen den individuellen und politischen, sozialen sowie kulturellen Geschichtsbildern der Intervention“ (S. 24).

Er hat für seine 2019 von der Universität Konstanz angenommene Dissertation ein Recherche- Zeitfenster genutzt, das sich für unbestimmte Zeit geschlossen hat, und konnte sich bei seiner Studie auf so unterschiedliche Quellen stützen wie: Archivdokumente, dutzende Zeitzeugeninter- views aus den Jahren 2010 bis 2015, teilnehmende Beobachtung von Gedenkveranstaltungen und unabhängige Forschungsergebnisse aus der Russländischen Föderation. Nicht zugänglich waren ihm schon im Jahr 2014 Unterlagen aus dem Archiv des Verteidigungsministeriums in Moskau so- wie ZK-Protokolle zum Einmarsch in Afghanistan.

Bei den Interviews konzentriert er sich auf ehemals sowjetische, männliche Kämpfer. Für die Analyse nutzt Galbas ein Schema von fünf Tradierungstypen (Heldentum, Faszination, Opferbe- reitschaft, Distanzierung, Rechtfertigung), das er in Anlehnung an Forschungen zu anderen Kriegs- erinnerungen (Zweiter Weltkrieg / Großer Vaterländischer Krieg, Vietnamkrieg) flexibel auslegt, wobei er keinen Tradierungstypus „exorbitant ausgeprägt“ findet (S. 318).

Am Beispiel der im Buchtitel wie in der Einleitung prononcierten Pflichterfüllung kontrastiert Galbas staatsnahe Deutungen mit solchen von Veteranen, die dieser Legitimationsfigur widersprechen. Dazu beigetragen haben „Gewaltexzesse“ (S. 90) als prägende Erfahrungen sowohl an der Front als auch „gleichermaßen innerhalb der Kaserne in Form von Repressionen durch eigene Truppenteile“ einschließlich Vergewaltigung und Totschlag (S. 83 f.). Einige Interviewpartner klammerten das Thema Gewalt in ihren Schilderungen selbst auf Nachfrage aus (S. 260). Dies kann aus persönlichen Gründen geschehen sein, aber auch mit der zwischenzeitlichen gesellschaftlichen Wahrnehmung der Veteranen als Kriegsverbrecher (S. 110) zusammenhängen – bevor die Helden- bzw. Opferperspektive die Oberhand gewannen. Filme wie die sehr erfolgreiche russisch-ukrainisch-finnische Produktion von 2005 *Die neunte Kompanie* in der Regie von Fedor Bondarčuk unterstützten solche Tendenzen, selbst wenn sie Probleme des Einsatzes zeigten, wie Galbas ebenfalls erwähnt.

Galbas verfolgt den Wandel von der gesellschaftlichen Ablehnung und Kriminalisierung der sowjetischen Afghanistan-Intervention Mitte der 1990er Jahre bis zur (Re-)Affirmation bereits während des ersten Tschetschenienkriegs und zur Mitwirkung von Veteranenverbänden beim „Unabhängigkeitsreferendum“ auf der Krim im Frühjahr 2014 (S. 357 ff.). Dies betrifft zwar nicht alle Verbände, zeigt aber, wie wirksam Gedenken missbraucht wurde und wird.

Dabei stehen Veteranenorganisationen mit ihrer Staatsnähe bzw. -ferne sowie ihrem Engagement bei der materiellen, sozialen und juristischen Unterstützung ehemaliger Afghanistankämpfer und deren Angehöriger beispielhaft für die Vielfalt an Möglichkeiten der gesellschaftlichen Einflussnahme. In ihnen ist sowohl der Kern bürgerlichen Engagements auch und gerade in Opposition zur Regierung als auch das bereitwillige Stützen der Macht sowie das Ausnutzen eines Machtvakuum zum eigenen (ökonomischen) Vorteil angelegt, was bis hin zur Ausbildung von „mafiaartigen Strukturen“ (S. 174) reicht. Insofern veranschaulicht Galbas' Studie deutlich über das Thema Afghanistankrieg hinaus die Beziehungen zwischen Staat, Gesellschaft und Individuum von der späten Sowjetunion bis weit in die Ära Putin.

Angesichts der prominenten internationalen Förderung für Russlands politischen Kurs seit der Jahrtausendwende kann Galbas' fast bescheiden formuliertes Ziel, neue Facetten des politischen Umgangs mit militärischen Konflikten aufzeigen zu wollen (S. 24), als dringend notwendig gelten. Aus seiner geplanten Kriegsfolgen- ist derweil gleichermaßen eine Kriegsursachenforschung geworden. Darin liegt der besondere Wert dieser Studie. Sie zeigt, welches Potential Untersuchungen zu Jahrzehnte zurückliegenden Kriegseignissen für das Verständnis gegenwärtiger und selbst künftiger Ereignisse haben.

In historischer Perspektive und darüber hinaus spannend wäre ein Vergleich mit Erinnerungen westlicher Afghanistan-Interventionsteilnehmer sowie mit afghanischen Kriegsbeteiligten.

RAGNA BODEN

Berlin

DISKUSSION

JAHRBÜCHER FÜR GESCHICHTE OSTEUROPAS, 71, 2023/2, 267–273

CORINNA KUHR-KOROLEV

Neuerscheinungen zur politischen und gesellschaftlichen Situation in Russland

Catherine Belton

Putins Netz. Wie sich der KGB Russland zurückholte und dann den Westen ins Auge fasste

Hamburg: HarperCollins, 2022. 704 S. ISBN: 978-3-7499-0328-3.

Reinhard Bingener / Markus Wehner

Die Moskau-Connection. Das Schröder-Netzwerk und Deutschlands Weg in die Abhängigkeit

München: Beck, 2023. 303 S., 30 Abb., 1 Kte. = C.H.Beck Paperback. ISBN: 978-3-406-79941-9.

Gesine Dornblüth / Thomas Franke

Jenseits von Putin. Russlands toxische Gesellschaft

Freiburg i. Br., Basel, Wien: Herder, 2023. 206 S. ISBN: 978-3-451-39978-7.

Giuliano da Empoli

Der Magier im Kreml

München: Beck, 2023. 265 S. ISBN: 978-3-406-79993-8.

Rüdiger von Fritsch

Zeitenwende. Putins Krieg und die Folgen

Berlin: Aufbau, 2022. 187 S. ISBN: 978-3-351-04176-2.

Masha Gessen

Die Zukunft ist Geschichte. Wie Russland die Freiheit gewann und verlor

Aus dem amerikanischen Englisch von Anselm Bühling. Berlin: Suhrkamp, 2020. 639 S. = suhrkamp taschenbuch, 5062. ISBN: 978-3-518-47062-6.

Michael Thumann

Revanche. Wie Putin das bedrohlichste Regime der Welt geschaffen hat

München: Beck, 2023. 287 S., 15 Abb. ISBN: 978-3-406-79935-8.

Die seit dem russischen Überfall auf die Ukraine sprunghaft angestiegene Nachfrage nach Wissen über Russland und die Ukraine hat das Angebot an entsprechender Literatur unübersichtlich werden lassen. Verwischt hat sich die Grenze zwischen journalistischer oder landeskundlich gut informierter Sachbuch- und wissenschaftlicher historiografischer bzw. politologischer Literatur, die den Anspruch verfolgt, eine weitere Öffentlichkeit zu erreichen. Dies gibt Anlass, über das Verhältnis von Journalismus und Wissenschaft nachzudenken. Inwiefern sollte Wissensproduktion und Wissensvermittlung als gemeinsame Aufgabe betrachtet werden und durch sinnvolle Arbeitsteilung gekennzeichnet sein? Welche Bereiche kann die Geschichts- oder Politikwissenschaft getrost der Journalistik überlassen, wo kann sie lernen, was sollte sie sich aber auch nicht aus der Hand nehmen lassen?

Mit diesen Überlegungen im Hinterkopf werden im Folgenden sieben journalistische Werke besprochen, die hinsichtlich ihres thematischen Schwerpunktes und ihres Stils sehr unterschiedlich sind. Sie alle aber eint der Anspruch, einer breiten Leserschaft die Entwicklung Russlands der letzten zwanzig Jahre zu erklären. Zwei Titel erschienen vor dem 24. Februar 2022 und reflektieren das Verhältnis zur Ukraine vor dem Hintergrund der Annexion der Krim, die späteren Publikationen nehmen Vorgeschichte und Verlauf des Ukrainekriegs mit in den Blick. Vergleichbare populäre Abhandlungen zu Geschichte und Gegenwart der Ukraine werden an dieser Stelle nicht behandelt. Ihnen gilt eine weitere Sammelbesprechung, die Andrii Portnov derzeit verfasst und im kommenden Heft der *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* erscheinen wird.

Bereits 2017 veröffentlichte Masha Gessen, Journalist*in und Mitarbeiter*in des *New Yorker*, eine umfassende Geschichte der russischen Politik und Gesellschaft seit der Perestrojka bis ins Jahr 2017 mit dem englischen Titel *The Future is History. How Totalitarianism Reclaimed Russia*. In der deutschen Übersetzung wurde daraus *Die Zukunft ist Geschichte. Wie Russland die Freiheit gewann und verlor*. Möglicherweise standen nicht nur stilistische Erwägungen hinter der Entscheidung, den Untertitel zu verändern. Vielleicht glaubte der Verlag mit dem Verweis auf die verspielte Freiheit, die Leserschaft in Deutschland besser erreichen zu können als mit dem umstrittenen Begriff Totalitarismus. Diese Entscheidung verdeckt jedoch, dass das Buch tatsächlich den Versuch unternimmt, die gesellschaftspolitische Entwicklung Russlands in den letzten Jahrzehnten mit Ansätzen der Totalitarismusforschung zu analysieren. Dabei stützt sich Gessen in vielen Abschnitten des Buches auf Erkenntnisse des Meinungsforschungsinstituts Levada und vor allem auf Abhandlungen des Soziologen Lev Gudkov. Schon angesichts des Reflexionsniveaus und eines soliden Fußnotenapparats überschreitet Gessen deutlich die Grenzen des populären Sachbuchs. Der eingangs formulierte Anspruch, auf den fast siebenhundert Seiten eine *histoire totale* zu bieten, unterstreicht diese Feststellung. Gessen möchte weder nur von den „Mächtigen und ihrem Umkreis“ schreiben noch sich lediglich dem Leben der „normalen Menschen“ widmen. Ziel ist es, den „ganzen Elefanten“ zu beschreiben, also Makro- und Mikroebene zu verweben, Alltags- mit politischer Geschichte zu verbinden und die Ergebnisse in einer Gesamtschau zu reflektieren (S. 13–14).

Um dieses ambitionierte Vorhaben umzusetzen, wählt Gessen vier Personen aus, die in der Mitte der 1980er Jahre geboren sind und begleitet diese und ihre Familien durch die Aufbruchsstimmung der Perestrojka, die Unsicherheit der 1990er Jahre, das erste Jahrzehnt der Putinschen Herrschaft bis zu den Protesten 2010/11 und die folgende Phase zunehmender repressiver Politik. Die Darstellung individueller Erlebnisse wechselt ab mit der allgemeinen Schilderung des zeitgleich ablaufenden politischen Geschehens. Gespräche mit Gudkov und der Psychoanalytikerin Marina

Arutjunjan dienen der Reflexion der Ereignisse aus unterschiedlichen Perspektiven. Die Herausbildung der erneuerten Idee von der Einzigartigkeit Russlands bindet Gessen an den grob geschilderten Lebensweg und die Schriften des Philosophen und Aktivisten Alexander Dugin.

Das Buch wird der Komplexität des Gegenstandes gerecht, liest sich in Teilen sehr gut, bietet viele gedankliche Anregungen und erinnert an Ereignisse, die schon in Vergessenheit geraten sind. Insofern ist es eine lohnende Lektüre für Kolleginnen und Kollegen, die mit der jüngsten Zeitgeschichte Russlands eher wenig vertraut sind, aber Ansatzpunkte für eigene Forschungen suchen. Für diejenigen jedoch, die das Geschehen in Russland der letzten Jahrzehnte kontinuierlich verfolgt haben, sind viele Passagen zu langatmig und bringen wenig neue Erkenntnisse. Die breitere Leserschaft wird sich dagegen angesichts der Fülle des Materials und der Sprünge zwischen den Ebenen manchmal schwertun, den Überblick nicht zu verlieren.

Mit einem ähnlichen Problem werden sich diejenigen konfrontiert sehen, die *Putins Netz* von Catherine Belton in die Hand nehmen. Sie beschreibt darin die Entstehung des Macht- und Beziehungsgefüges um die Person Putin beginnend mit seiner Zeit als KGB-Mitarbeiter in Dresden, über die Jahre im Bürgermeisteramt in St. Petersburg, den politischen Aufstieg im Moskauer Machtapparat bis heute. Viele der geschilderten Machenschaften waren bereits vorher bekannt. Enthüllungsbücher von Pavel Chlebnikov, Mark Galeotti oder Karen Dawisha haben die mafiosen Strukturen im postsowjetischen Russland geschildert und beschrieben, wie sich eine kleine Clique bestehend aus Geheimdienstlern und persönlichen Bekannten von Putin die Macht und den Zugriff auf staatliche Ressourcen gesichert haben. Auch das Team des mittlerweile inhaftierten Oppositionspolitikers Aleksej Naval'nyj hat auf der Grundlage investigativer Recherchen die vielfältigen kriminellen und korrupten Geschäftspraktiken offengelegt und in mehreren Youtube-Videos einer breiten Öffentlichkeit präsentiert.

Belton ergänzt dieses bereits vorhandene Wissen mit vielen Details, die in ihrer Fülle mitunter unübersichtlich werden. Besonders interessant sind ihre Recherchen im Hinblick auf die vielfältigen internationalen Verflechtungen. Bevor die wegen des Ukrainekriegs verhängten Wirtschaftssanktionen griffen, waren allzu viele westliche Firmen und Banken in windige Kredit- und Offshore-Geschäfte involviert, förderten politische und wirtschaftliche Elitengruppen fragwürdige Investitionen, nahmen politische Parteien Spendengelder russischer Unternehmer an und vergaben Regierungen Staatsbürgerschaften gegen hohe Anlagesummen. Diese Verbindungen und Praktiken wurden mittlerweile stark eingeschränkt, was nicht bedeutet, dass sie sich nicht auch im Schatten des Krieges fortsetzen.

Der Vorteil Beltons als Journalistin liegt in dem Umstand, dass sie sich auf Insiderinformationen beziehen kann, ohne diese alle durch Quellenangaben belegen zu müssen. Die Ergebnisse ihrer akribischen Recherchen beruhen häufig auf mündlichen Berichten von Akteuren, die sich in den wenigsten Fällen nochmals auf dieselbe Weise äußern werden und deren Aussagen sich nicht überprüfen lassen. Beltons Schlüsse sind jedoch plausibel, weshalb ihre Arbeit Bestand haben und als Grundlage für weitere Forschung genutzt werden wird.

Bei Belton liegt der Fokus auf den Beziehungen zu Großbritannien. Für die deutsche Leserschaft interessanter ist die wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Russland, die zur großen Abhängigkeit Deutschlands im Energiebereich geführt hat. Über die zentrale und mehr als fragwürdige Rolle des früheren Bundeskanzlers Gerhard Schröders sind seit Beginn seiner Lobbytätigkeit für die russische Gaswirtschaft viele Artikel erschienen. Die FAZ-

Journalisten Reinhard Bingener und Markus Wehner haben in ihrem Buch *Die Moskau Connection* die bereits bekannten Fakten aufgenommen, sie aber durch die Ergebnisse ausführlicher Recherchen stark erweitert und zu einem erhellenden wie schockierenden Gesamtbild zusammengefügt. Dieses Buch schlägt verschiedene Schneisen in ein kaum zu durchblickendes Beziehungsgeflecht, das von Männerfreundschaften, Parteiklüngel, Wirtschaftsinteressen und Lobbyismus geprägt ist. Den Ausgangspunkt bildet die SPD-Landesparteizentrale in Hannover, in der Schröders Aufstieg stattfand und er sich einen Kreis von Vertrauten und einflussreichen Personen aufbaute. Dieses Netzwerk nutzte er später in der Bundespolitik und auch für seine wirtschaftlichen Aktivitäten nach der Kanzlerschaft. An erster Stelle bietet die *Moskau Connection* deshalb eine ernüchternde Schilderung dessen, wie Politik in Deutschland (hoffentlich nur teilweise) funktioniert. An zweiter Stelle skizzieren die Autoren richtungsweisende Entscheidungen und Kontinuitäten im Bereich der deutschen Energiewirtschaft, vor deren Hintergrund sie die immer enger werdende Zusammenarbeit mit Russland schildern. Bingener und Wehner beschreiben, wie Schröder Personen aus seinem Umfeld auf politische Schlüsselpositionen schiebt, die dann den auf Russland fixierten Kurs fortsetzen. Insbesondere Frank-Walter Steinmeier und Siegmund Gabriel lasten sie an, die Fertigstellung von Nord Stream 2 auch noch nach der Annexion der Krim vorangetrieben zu haben. Erst an dritter Stelle geht es um Russland und die Versuche der Putinschen Regierung, auf vielfältige Weise Einfluss auf die deutsche Politik auszuüben. Energie wird dabei gezielt als wichtige Machtressource eingesetzt. Cyber-Angriffe sind ein weiteres Mittel. Wie ein roter Faden ziehen sich alte Stasi- und Geheimdienst-Verbindungen durch das Buch. Nur errahnen lässt sich, dass sie eine Rolle bei der Umgarnung von Personen spielen, die sich wirksam in der deutschen Öffentlichkeit für die Angelegenheiten Russlands einsetzen. Wie tief russische Geheimdienste in die deutschen und anderen westlichen Gesellschaften tatsächlich hineinwirken, können allerdings Bingener und Wehner ebenso wenig klären wie Belton, die diesen Anspruch durch den Untertitel ihres Buches sogar explizit formuliert. Dafür verantwortlich ist der Mangel an Quellen und vermutlich die Angst vor rechtlichen Folgen. Eine gründliche historische Aufarbeitung wie es „zur vielleicht größten Fehleinschätzung der deutschen Außenpolitik nach 1949 kommen konnte“ – so die Formulierung im Klappentext der *Moskau Connection* – wird deshalb erst in einigen Jahrzehnten möglich sein. Dann wird man dieses Buch mit Gewinn wieder zur Hand nehmen.

Gilt dies auch für die Bücher, die unmittelbar unter dem Eindruck des Krieges in der Ukraine geschrieben wurden und einer breiten Leserschaft erklären wollen, wie es dazu kam? Der frühere deutsche Botschafter in Moskau, Rüdiger von Fritsch, hat mit *Zeitenwende* einen sehr informativen, gut geschriebenen Überblick verfasst, der allerdings für aufmerksame Zeitungsleserinnen und -leser wenig neue Erkenntnisse bringt. Von Fritsch beschreibt die Herausbildung des Putinschen Herrschaftssystems, erklärt die Zustimmung, die der russische Präsident in breiten Kreisen der Bevölkerung erfährt, schildert die Bedeutung des Sieges im Zweiten Weltkrieg als zentrales Identifikationsangebot und die Wiederkehr imperialen Denkens. Ausführlich bespricht von Fritsch das Thema der NATO-Osterweiterung. Der Hauptteil des Buches besteht aus einer Rekapitulation der Ereignisse beginnend mit der Annexion der Krim und den Kämpfen im Donbas, der Position der Ukraine, dem Minsker Abkommen und dem russischen Eingreifen in Syrien über die Auseinandersetzungen mit den USA über Atomwaffen bis hin zu Moskaus Forderungen im Vorfeld des Krieges und die diplomatischen Anstrengungen, den Konflikt durch Verhandlungen beizulegen. Der letzte Abschnitt behandelt den Verlauf des Krieges in den ersten Monaten, erklärt die Auswirkungen auf

die Sicherheitsordnung in Europa und skizziert die globalen Folgen. In einer Neuauflage vom November 2022 ist ein zusätzlicher Abschnitt vorangestellt, in dem vier mögliche Szenarien, wie der Krieg enden könnte, beschrieben werden.

Im Feld bewanderte Fachkolleginnen und -kollegen werden in dieser Darstellung kaum Informationen finden, die ihnen nicht schon bekannt wären. Interessant ist dieses Buch aus einem anderen Grund: Es vermittelt einen Eindruck vom speziellen Blick eines hohen deutschen Diplomaten auf die Außenpolitik. Während persönliche Eindrücke von Russland einleitend den Zugang zur Lektüre erleichtern sollen, verlässt von Fritsch zum Ende des Buchs hin immer mehr die Niederungen des Alltags und lässt das Auge distanziert über das Spielbrett der internationalen Beziehungen schweifen. Diese Haltung eines Akteurs, der unmittelbar in das Geschehen involviert war und sich gleichzeitig als über den Dingen schwebend empfindet, begegnet einem häufiger bei der Lektüre von Akten des Auswärtigen Amts. Sie ist verbunden mit einer analytischen Sprache und einem bestimmten Habitus, deren genauere Untersuchung spannend für das Verständnis deutscher Diplomatie sein könnte.

Weniger Distanz bewahrt der ZEIT-Korrespondent Michael Thumann in seinem Buch *Revanche*. Im Gegensatz zu den anderen Autorinnen und Autoren der hier besprochenen Titel beobachtet Thumann das Kriegsgeschehen von Moskau aus. Seit 2021 leitet er dort das ZEIT-Büro, nachdem er schon in den späten 1990er Jahren und 2014/15 als Korrespondent der Wochenzeitung in Russland gearbeitet hat. Der Titel bezieht sich auf die emotionale Grundierung der Putinschen Politik, die auf dem Gefühl von Kränkung beruht, welche der Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums laut Thumann hervorgerufen habe. Revanche nimmt aber auch Thumann. Er rechnet gründlich mit all jenen ab, die ihm von Deutschland aus – meist ohne tiefere Kenntnisse und aus einer verbreiteten Russophilie heraus – meinen, erklären zu müssen, wie sich die Dinge in Russland tatsächlich verhalten. Diese Erfahrung teilt er mit Fachkolleginnen und -kollegen, die ebenfalls seit langer Zeit die zunehmend autokratischen und repressiven Tendenzen russischer Politik betonen und damit oft auf Unverständnis treffen. Unter anderem weist Thumann die Ansicht zurück, das Verhältnis zwischen dem Westen und Russland, aber auch die russische Innenpolitik hätten sich anders entwickeln können, wenn es auf westlicher Seite größere Bemühungen für Zusammenarbeit gegeben hätte. Mit Recht hält er es für Selbstüberschätzung und eine Anmaßung zu glauben, russische Politik ließe sich durch westliche Weichenstellungen bestimmen.

Wie die schon besprochenen Autorinnen und Autoren verwebt auch Thumann persönliche Eindrücke und Beobachtungen der letzten Monate mit einer Darstellung der Entwicklung Russlands in den letzten 20 bis 30 Jahren. Er zeichnet darüber hinaus längere historische Linien, wie eine zum Rapallo-Vertrag, um Kontinuitäten russischer Politik aufzuzeigen. Damit schließt er an historische Debatten an, die seit den Monaten des Krieges auch in Fachkreisen geführt werden. Sie betreffen u. a. die Frage, inwiefern der russische Herrschaftsanspruch auf die Ukraine und die Kriegsverbrechen, die im Zuge des Angriffskriegs von russischen Truppen verübt wurden und werden, einer historischen Begründung bedürfen, die über die letzten 30 Jahre hinausgeht. Ein anderer Argumentationsstrang verweist auf zukünftige Entwicklungen, indem er das russische Regierungssystem als eine Variante eines modernen, autokratischen Nationalismus charakterisiert. Damit sind Probleme ange-rissen, die noch einer systematischeren Erforschung bedürfen, als es im Rahmen dieses schnell und stark unter dem Einfluss der aktuellen Ereignisse geschriebenen Buches möglich ist.

Gesine Dornblüth und Thomas Franke berichten seit langem für den Deutschlandfunk aus bzw. über Russland. Für ihr Buch haben sie mit *Jenseits von Putin* einen programmatischen Titel gewählt. Es geht ihnen um die russische Gesellschaft, ohne deren Zustimmung der Aufstieg Putins als Führerfigur und die Etablierung seiner Herrschaft nicht möglich gewesen wären. In 12 Kapiteln greifen sie jeweils ein Phänomen oder eine Fragestellung heraus, beschreiben und erläutern sie meist anhand der Biografie oder Haltung einer Person und zeichnen auf diese Weise ein überzeugendes Panorama der russischen Gesellschaft. Ihnen gelingt damit eine wesentliche Ergänzung zur populär geschriebenen Russlandliteratur der letzten Jahre, die einen starken Focus auf die Person Putins hat. Im Gegensatz zu Thumann oder Gessen verzichten sie auf theoretische Erklärungsansätze und lassen die geschilderten Situationen für sich selbst sprechen. Manchmal schließen sie ein Kapitel mit einer kurzen, prägnanten Aussage. Die fast literarischen, gut lektorierten Essays, aus denen das Buch besteht, lesen sich leicht und geben einer an Russland interessierten deutschen Öffentlichkeit Antworten auf Fragen, die sie bewegt. Warum gibt es so wenig Widerstand gegen den Krieg? Wie stark ist die Propaganda? Warum unterstützen viele Bürgerinnen und Bürger einen politischen Führer, der aus dem Geheimdienst stammt, sich nicht um Menschenrechte schert und in korrupte Machenschaften verwickelt ist? Welche Rolle spielt die Kirche? Was hat die nicht aufgearbeitete Geschichte des Stalinismus mit der Kultur der Gewalt in russischen Gefängnissen und der Art der Kriegsführung zu tun?

Dornblüth und Franke kommen ohne methodische Vorüberlegungen aus, aber das, was sie tun, würde man in der Geschichtswissenschaft als eine „Geschichte von unten“ bezeichnen. Diese Ergänzung fehlte nicht nur in der journalistischen Literatur, sie fehlt ebenso in der historischen Fachliteratur, in der gerade die Geschichte der 1980er und 1990er Jahre bisher fast nur als politische Geschichte erzählt wurde.

Ein weiterer Titel soll hier noch Beachtung finden: *Der Magier im Kreml* des italienisch-schweizerischen Publizisten Giuliano da Empoli. Dieser ist als Essayist, Politiker und Gründer eines Think Tanks ein Grenzgänger. Ebenso bewegt sich sein Buch vom Genre her zwischen Roman, Sachbuch und politisch-philosophischem Essay. Da Empoli nähert sich der Etablierung und dem Wesen der Putinschen Herrschaft über die Figur Vladislav Surkovs (im Buch Baranow), einem langjährigen Berater des russischen Präsidenten. Surkov gilt als einflussreicher Spin-Doktor und initiierte zwischen 2000 und 2020, als er aller Ämter enthoben wurde, verschiedenste politische Intrigen und gesellschaftliche Projekte. Die Gründung der Jugendorganisation Naši und die Erfindung der „gelenkten Demokratie“ wird ihm beispielsweise zugeschrieben. Starken Anteil hatte er an der propagandistischen Begleitung der Krim-Annexion und der Ukrainepolitik Russlands bis 2020.

Die Bezeichnung Roman trifft nur insofern zu, als es eine sehr grobe Rahmenerzählung gibt und fiktive Gespräche und Gedanken wiedergegeben werden. Im Kern handelt es sich um eine Schilderung der Karriere Surkovs, die in die politische Entwicklung Russlands seit den 1990er Jahren eingebettet wird. Der Erzähler lässt in einem langen Gespräch Surkov selbst von seinem Leben und seinen Erfahrungen im Kreml erzählen. Der Vorteil des gewählten Genres besteht darin, dass da Empoli Umstände oder Ereignisse aus der Sicht eines Beteiligten beschreiben kann. Viele der erwähnten Personen werden mit ihren richtigen Namen genannt oder sind eindeutig identifizierbar. Die geschilderten Situationen und das Verhalten der Akteure sind teils überliefert, teils erfunden. Da Empoli umgeht damit einerseits juristische Auseinandersetzungen, andererseits kann er eine In-

nenansicht der Putinschen Herrschaftspraxis entwerfen. Überzeugender hat bisher vielleicht noch niemand den Zynismus und Machthunger Putins und seiner Umgebung dargestellt. Beklemmend wirkt, dass da Empoli gelegentlich fast selbst der Faszination des bedingungslosen Machtkalküls zu erliegen scheint. Trotz mancher Überzeichnungen, Plattitüden und eines einfallslosen Endes gelingt es diesem Pseudoroman, eine breite Leserschaft zu informieren, aufzuklären und sehr gut zu unterhalten.

Mit diesen sieben unterschiedlichen Büchern liegt eine gute Auswahl von Literatur vor, die grundlegendes Wissen über Russlands Politik und Gesellschaft vermittelt. Besteht die Notwendigkeit, dass seitens der Geschichts- oder Politikwissenschaft das Spektrum erweitert wird? Stellt das populäre Sachbuch das Medium dar, das Expertinnen und Experten stärker zur Wissensvermittlung nutzen sollten? Die Lektüre der vorgestellten Titel lässt ein grundlegendes Problem aufscheinen: Die Komplexität der Darstellung führt fast unweigerlich zum Verlust von Zugänglich- und Lesbarkeit. Kompensieren lässt sich dies nur durch hohe sprachliche Kompetenz und schriftstellerisches Geschick. Literarisch schreiben und sich in einer wissenschaftlichen Fachsprache ausdrücken sind jedoch unterschiedliche Dinge, und die wenigsten in der Wissenschaft beherrschen das eine wie das andere. Daraus sollte eine sinnvolle Arbeitsteilung folgen, die darin besteht, dass die Wissenschaft belastbares Wissen zur Verfügung stellt, das durch andere popularisiert werden kann. Wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sich selbst stärker in die Öffentlichkeit einbringen wollen, sollten sie das gemäß ihrer Expertise und konzentriert auf bestimmte Fragestellungen tun. Zeitungsartikel, Podcasts oder Blogeinträge sind dafür besonders gut geeignet. Ergänzend zu den journalistischen Überblicken, die vorliegen und aktuelles Wissen bieten, können einzelne Aspekte durch Einbettung in einen längeren historischen Kontext, einen globalen Zusammenhang oder eine begrifflich-methodische Klärung vertieft werden.

Die vorgestellten Titel verdeutlichen, wie groß der Einfluss der aktuellen Ereignisse auf die Autorinnen und Autoren ist. Sie alle schreiben aus ihrer persönlichen Betroffenheit heraus und beschreiben Zusammenhänge, Personen und Ereignisse, die im Moment wichtig erscheinen. Gleichzeitig verfolgen sie das Ziel, Analysen über Russlands Geschichte und Gegenwart zu liefern, deren Erkenntnisse langfristig gelten. Hinsichtlich dieses Anspruchs sind Zweifel anzumelden. Mit der Zeit wird sich die Perspektive verändern und manche heute gezogenen Schlüsse werden in Frage gestellt werden. Zwar ist die Vorstellung, Geschichtswissenschaft sei objektiv, längst verworfen worden, aber sie hat im Gegensatz zur Journalistik die Pflicht, die subjektive Position als begrenzenden Faktor der Erkenntnis zu berücksichtigen und transparent zu machen. Bei fehlendem zeitlichem und emotionalem Abstand wird das nicht immer gelingen. Insofern erscheint es sinnvoll, für eine weitere Arbeitsteilung zwischen Publizistik und Wissenschaft zu plädieren: Journalistinnen und Journalisten leisten durch ihre Präsenz vor Ort, die tägliche Beobachtung aktueller Ereignisse und den direkten Kontakt mit politischen Akteurinnen und Akteuren einen ersten, wichtigen Erkenntnisschritt. Geschichtswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern fällt es zu, in einem zweiten Schritt mit größerer Distanz diese Eindrücke, Berichte und Diskurse neu zu ordnen und zu interpretieren. Einige der vorgestellten Bücher werden dann als Primärquellen von großem Interesse und Nutzen sein.